

PRO

Das christliche Medienmagazin

DIGITALE SEELSORGE

Wo der Chatbot an seine
Grenze kommt ➤ s. 20

CHRIST UND LINKS

Bodo Ramelow hadert
mit Antisemitismus in
seiner Partei ➤ s. 12



WEITERSAGEN!

Warum die frohe Botschaft heute gute Chancen hat,
gehört zu werden



32

Christina Brudereck möchte Lust auf den Glauben machen

Titelthema

6 | DIE FROHE BOTSCHAFT AUF ALLEN KANÄLEN Evangelisation geschieht heute auf vielfältigen Wegen

11 | „FÜR JESUS WAR GEMEINSCHAFT ZENTRAL“ ... daran können Gemeinden anknüpfen

Politik + Gesellschaft

12 | DER KIESELSTEIN IM SCHUH Bodo Ramelow und seine Rolle in der Linkspartei

14 | FRIEDE DARF EIN FROMMER TRAUM SEIN Die EKD-Friedensdenkschrift drängt christliche Pazifisten an den Rand

18 | WER STÜRZT DEN DIKTATOR? Zwischen Völkerrecht, Moral und Verantwortung vor Gott



Medien + Kultur

22 | „CHATBOTS KÖNNEN NIE EINFACH FÜR EINEN DA SEIN“ Wo die KI an ihre Grenzen stößt

26 | WIE OBJEKTIV SIND JOURNALISTEN? Und was genau ist mit diesem Anspruch gemeint?

28 | DER VERBRAUCHER Die erste Folge einer neuen Kolumne darüber, was die Sprache über ihre Sprecher verrät

29 | EIN BUSFAHRER RÜHRT ZU TRÄNEN Auf ein Wort mit dem Journalisten Christian Geinitz

Kirche + Glaube

30 | MUT ZUM WEGLASSEN Wie Exnovation in Gemeinden Platz für Neues schafft

32 | „WILLKOMMEN, WER AUCH IMMER DU BIST“ Die Evangelistin und Autorin Christina Brudereck im Porträt

36 | DAS LEICHTE WORT GOTTES Leichte Sprache bietet einen einfachen Zugang zu Bibeltexten

42 | BESSER MIT JESUS Jonathan Steinert und sein missionarischer Fahrradladen



Mit Mut und Leidenschaft

Liebe Leserin, lieber Leser,

wann haben Sie das letzte Mal mit einem Menschen über den Glauben gesprochen, der kein Christ ist? Dass ich bei einem christlichen Werk arbeite, macht es in manchen Situationen tatsächlich einfach. Zugleich finde ich es immer wieder herausfordernd, in ganz natürlicher Weise in Worte zu fassen, woran ich eigentlich glaube und was mir dieser Glaube bedeutet. Im Gespräch mit anderen Christen fällt es relativ leicht, über einen Gott zu sprechen, der Mensch wird, der sein Leben für andere hingibt, von den Toten aufersteht und wieder in die unsichtbare Welt zurückkehrt: davon, dass dieser Jesus Christus uns Menschen mit Gott versöhnen möchte. Aber für sehr viele klingt etliches davon heute weltfremd. Wie gut gelingt es mir, diesen Menschen von meinen Glaubenserfahrungen mit Jesus und Gott zu erzählen?

Studien zeigen: Der Großteil der Deutschen steht dem Glauben gleichgültig gegenüber. Das heißt jedoch auch, dass es eine Chance gibt, ihr Interesse zu wecken. Wir haben für diese Ausgabe bei verschiedenen Evangelisten nachgefragt, wie das heute aussehen kann. Dabei wird deutlich: Es kommt nicht auf die Form an. Straßenevangelisation hat genauso ihren Sinn wie große Events oder das Glaubenszeugnis in sozialen Medien. Und am Ende ist jeder einzelne Christ und jede Gemeinde gefragt, die gute Botschaft von Jesus Christus mit ihren Möglichkeiten weiterzugeben und zum Glauben einzuladen.

Ich wünsche mir für mich und unsere Gemeinden den Mut und die Leidenschaft dafür: dass wir uns nicht von Vorbehalten und Ängsten bremsen lassen. Beeindruckend finde ich immer wieder, was die Apostel Petrus und Johannes antworteten, als ihnen die jüdischen Führer verbieten wollten, von Jesus zu erzählen: „Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.“ (Apostelgeschichte 4,20). Ich finde, dass sollte auch für uns Christen heute gelten.

In dieser PRO-Ausgabe stellen wir Ihnen daher Menschen vor, die es auch nicht lassen können. Christina Brudereck, „Theopoetin“, Autorin und Evangelistin ist eine davon. Sie predigte unter anderem bei der Jugendevangelisation „Jesus House“. Im vergangenen Jahr erhielt sie den Ökumenischen Predigtpreis (S. 32). Ganz anders gibt Jonathan Steinert seinen Glauben weiter: nämlich mit seinem Fahrradladen „JC Bikes“. PRO-Redaktionsleiter Jonathan Steinert hat seinen Namensvetter besucht und berichtet auf Seite 42 von dieser besonderen Begegnung.

Ich wünsche Ihnen gute Gedanken und Inspiration beim Lesen!



**Christoph Irion | Geschäftsführer
Christliche Medieninitiative pro**



PRO finanziert sich zum Großteil durch Ihre Spende.
Spenden Sie für mehr christliche Werte in den Medien.
Danke für Ihre Unterstützung!

► pro-medienmagazin.de/spenden

36

**Wie kann man die Bibel in
Leichte Sprache übertragen?
Sonja Hillebrand hat es
erforscht.**

4 | KURZ NOTIERT

40 | KINDERGLAUBE

39 | LESERBRIEFE

**39 | KONTAKT +
IMPRESSUM**

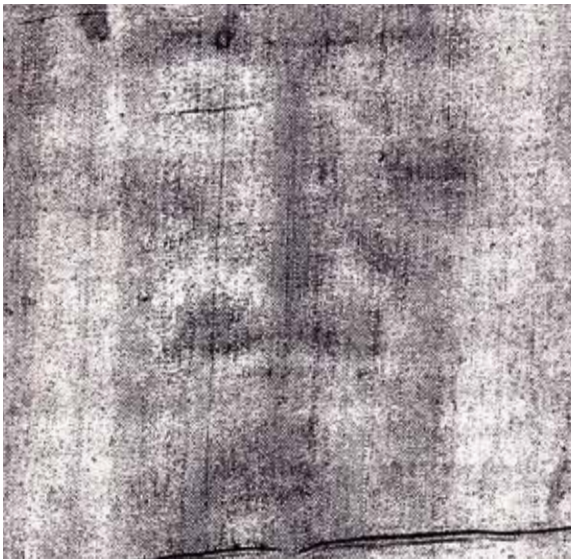
46 | KURZ REZENSIERT
Lesen, hören und sehen

42

**Jonathan Steinert und sein
Namensvetter**

Gottes digitales Selfie

Auf der Internetseite avvolti.org können Besucher digitale Aufnahmen des Turiner Grabtuches betrachten, in das der Leichnam Jesu eingehüllt gewesen sein soll. So können sie das berühmte Gesicht, aber auch die angeblichen Spuren der Wundmale und der Dornenkrone genauer untersuchen. Kardinal Roberto Repole, Erzbischof von Turin und kirchlicher Hüter des Grabtuchs, erklärte, das italienische Wort „Avvolti“ stehe einerseits für das Tuch, andererseits aber auch für „Bedecken“ oder auch „Uarmen“, und damit das Gefühl, von der Faszination für Jesus und von Gott „umarmt“ zu werden. Jesus habe seinen Jüngern die Frage gestellt: „Wer sagen die Leute, dass der Menschensohn sei?“ Das digitale Grabtuch habe die Kraft, auch Nichtgläubigen diese Frage zu stellen. Das digitale Projekt steht im Zusammenhang mit dem 2.000-jährigen Jubiläum der Ereignisse um Passion und Auferstehung im Jahr 2033, das der Papst deswegen zum „Heiligen Jahr“ ausgerufen hat.



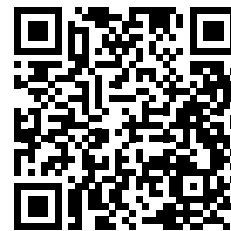
Das Turiner Grabtuch soll Abdrücke des Leichnams Jesu zeigen. Manche sprechen dabei von Gottes Selfie.

„Was in der Bibel steht, finde ich bis heute unglaublich radikal, herausfordernd und unmenschlich. Man soll seine Feinde lieben? Das nenne ich unmenschlich, ja göttlich.“

Der Schauspieler Samuel Koch in der „Welt am Sonntag“

Sie sind gefragt!

Was gefällt Ihnen eigentlich an PRO? Und was nicht? Welche Themen finden Sie besonders interessant und wo blättern Sie lieber weiter? Das würden wir gern von Ihnen wissen. Denn PRO soll Ihr Magazin sein, Ihnen Freude machen und eine gewinnbringende Lektüre bereiten. Deshalb freuen wir uns, wenn Sie an unserer Leserumfrage teilnehmen. Natürlich können Sie sich auch sonst jederzeit mit Ihren Anliegen bei uns melden. Den Fragebogen finden Sie online: pro-medienmagazin.de/leserbefragung26/



Meistgeklickt:

Zensur-Vorwurf

Im Januar war Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Daniel Günther zu Gast in der Talkshow von Markus Lanz. Es ging unter anderem um Gefahren für die Demokratie durch soziale Medien und die Notwendigkeit, sie strenger zu regulieren oder gar zu verbieten. In dem Zusammenhang fiel auch der Name der Nachrichtenplattform „Nius“. Das entfachte eine wochenlange Debatte darüber, ob Günther „Nius“ verbieten und Medien zensieren wolle. Das Thema war auch bei PRO das meistgelesene im Januar.



Lesen Sie hier, wie wir die Debatte eingeordnet haben: „Die Wahrheit, die wir wollen“

► pro-medienmagazin.de/guenthers-nius-aussagen-die-wahrheit-die-wir-wollen/



52 Prozent der Jugendlichen und jungen Erwachsenen orientieren sich an Schönheitsidealen, die sie aus den sozialen Medien kennen. Das zeigt eine Studie der Krankenkasse „vivida bkk“. Die Gefahr sei, dass sie unrealistischen Vorbildern nacheiferten und ihren Körper immer weiter optimieren wollten. Sechs von zehn Befragten verglichen ihr Äußeres regelmäßig mit dem anderer, Frauen etwas häufiger als Männer. Besonders die Jüngeren empfinden dahingehend Druck. Für die Studie wurden 1.014 deutsche Bürger zwischen 14 und 34 Jahren repräsentativ online befragt.



Im Januar erschien der Weltverfolgungsindex. „Open Doors“-Leiter Markus Rode über die aktuellen Zahlen.

KURZ GEFRAGT

Verfolgung

PRO: Wie hat sich die Lage der verfolgten Christen entwickelt?

Markus Rode: Es ist schlimmer geworden. Der Weltverfolgungsindex ist ein Freiheitsindex und misst Einschränkungen der Religionsfreiheit von Christen. Bewertet werden fünf Lebensbereiche sowie Gewalt. Die Kriterien wurden gemeinsam mit Christen vor Ort entwickelt. Seit Jahren steigen sowohl die Intensität der Verfolgung als auch die Zahl der Betroffenen. Aktuell sind es in über 80 Ländern rund 388 Millionen Christen.

Welche Region beschäftigt Sie besonders?

Subsahara-Afrika ist geprägt von gescheiterten Staaten, Clanstrukturen und islamistischen Gruppen. Christen werden gezielt ermordet, Kirchen zerstört, Millionen sind auf der Flucht. Über 16 Millionen christliche Flüchtlinge leben unter extremen Bedingungen. Nigeria ist das Land mit den meisten ermordeten Christen weltweit. Viele Christen fühlen sich schutzlos und leben in permanenter Angst.

Was macht Ihnen Hoffnung?

Entscheidend ist, dass Christen standhaft bleiben und Salz und Licht sind. Der Weltverfolgungsindex zeigt nicht nur Einschränkungen, sondern dass es selbst in Ländern mit extremer Verfolgung noch Christen gibt. Wo Christen sind, gibt es Hoffnung. Licht ist stärker als Dunkelheit. Der Index ist Ermutigung und Hilferuf zugleich.

Vielen Dank für das Gespräch! |

EVANGELISATION

Die frohe Botschaft auf allen Kanälen

Die Berichte über Jesus heißen nicht umsonst „Evangelium“: Sie sind eine „frohe Botschaft“ und enthalten die gute Nachricht, dass Gott sich mit den Menschen versöhnen möchte. Doch wie bringt man diese Botschaft heute unter das Volk? PRO hat sich auf Spurensuche begeben.

Anna Lutz und Jonathan Steinert



Berlin, U-Bahnhof Pankstraße, mitten im Stadtteil Gesundbrunnen. Es ist ein Tag im Herbst, kalt, ungemütlich, nicht nur wegen des Wetters. Leere Kaffeebecher und Pappsteller liegen auf dem Gehweg herum. Autos brummen und hupen sich über eine sechsspurige Kreuzung, mehrmals an diesem Freitagnachmittag ertönen auch die Sirenen von Rettungswagen. Ein Flaschensammler fährt mit seinem Handkarren vorbei und beschallt die Straße mit HipHop-Sounds: „Just dance for me“, dröhnt es aus den XXL-Boxen. Solange der Mann hier die Mülleimer absucht, werden alle Gespräche übertönt. Auch die Worte jenes Mannes, der hinter einem provisorischen Pult mit Mikrofon direkt vor der Straßenkreuzung steht, sind nicht mehr zu hören. Er spricht trotzdem unbeirrt weiter. Auf Türkisch. Vor sich eine Bibel. Auch wenn man die Sprache nicht versteht, wird schnell klar: Er predigt zu den Fußgängern. Viele von ihnen haben einen Migrationshintergrund, 60 Prozent hier im Kiez.

Der Name des Mannes, der hier missioniert, ist David Byle. Er ist Kanadier, in den USA aufgewachsen. Jahre seines Lebens hat er mit der Organisation „Operation Mobilisation“ (OM) in der Türkei als Missionar verbracht, saß dort sogar im Gefängnis, weil

er öffentlich für seinen Glauben warb. Als Präsident Recep Tayyip Erdoğan ihn und seine deutsche Ehefrau Ulrike nicht mehr im Land dulden wollte, kamen sie nach Berlin. Türken machen in der Hauptstadt sechs Prozent des Bevölkerungsanteils aus, in manchen Stadtteilen wie Neukölln oder Wedding sogar mehr. Die wenigsten Fußgänger scheinen ihn zu beachten. Hier und da bleibt einer kurz stehen. Und schaut skeptisch, wenn Byle, der abwechselnd auf Türkisch, Deutsch und Englisch spricht, Dinge sagt wie: „Er ist auferstanden, Halleluja.“

Neben Byle steht Mario Proll, um den Hals ein Holzkreuz, das ihm bis zum Bauch reicht. Das Kreuz sei eigentlich für die Wand gedacht, aber er habe es abgenommen und benutze es nun als Halskette, sagt er. So sei es für alle zu sehen. Mit dabei hat er eine umfunktionierte gelbe Mülltonne, auf der steht: „Jesus rettet“. In der Tonne schiebt er Bibeln umher. Zum Verschenken. Gelegentlich löst er Byle hinter seiner Straßenkanzel ab und predigt weiter. Auf Deutsch und ohne vorbereitetes Skript. Auch eine Gruppe Amerikaner auf Missionsreise hilft mit und einige Unterstützer aus Berlin. Zu zehnt haben sie am Nachmittag hier einen Bücherstand aufgebaut. Darauf liegen nun Bibeln auf Türkisch, Arabisch

**Musik geht ins Ohr und berührt
das Herz. Seit Jahrhunderten
bringen Christen ihren Glauben
auf diese Weise zum Ausdruck –
auch hörbar für andere. Hier eine
Aktion von australischen Christen.**



und Deutsch, außerdem Bücher mit Titeln wie „36 Argumente für Gott“. Eine Gruppe Jugendlicher bleibt stehen. „Kein Gott“, sagen sie in gebrochenem Deutsch. Einer der Amerikaner antwortet: „No religion, just Jesus!“ Es geht ein paar mal hin und her, am Ende nehmen die Jungs einige Prospekte mit.

„Wir machen das hier nicht für Christen“, sagt Byle. „Wir machen das für die Muslime, die hier leben. Wir zeigen ihnen, dass der christliche Glaube noch da ist in Deutschland.“ Ob es ihn störe, dass ihm hier so wenige zuhören? Byle schaut, als würde er die Frage nicht verstehen. Dann, als wäre es so geplant, winkt eine der Helferinnen ihn heran. Sie brauche jemanden, der Türkisch spricht. Ein Mann mittleren Alters, graue Haare, imposante Statur, ist stehen geblieben und hat offensichtlich Fragen. Er ist Kurde, erzählt Byle später, vor kurzem eingewandert aus der

„Die Rahmenbedingungen für Evangelisation sind heute so gut wie nie – an Möglichkeiten, an Freiheit, an finanziellen Mitteln.“



Missionar David Byle bei einem Straßeneinsatz



Türkei. Hier aber fühle er sich schlecht behandelt. Die Türken, mit denen er zu tun habe, würdigten ihn wegen seiner kulturellen Zugehörigkeit herab. Die Deutschen verstünden ihn nicht. Er habe sogar schon Hilfe in einer Kirche gesucht, aber der Pfarrer habe seine Sprache nicht gesprochen. David lädt ihn nach einem langen Gespräch zwischen liegengebliebenen Kaffeebechern, Autolärm und Sirenen in die türkische Kirche ein, die er selbst besucht. „Wir werden uns wiedersehen“, sagt er zuversichtlich. Straßenevangelisation, davon ist er überzeugt, funktioniert auch heute noch. Zumindest bei seiner Zielgruppe.

Sehnsucht nach Beheimatung

Wie Christen die frohe Botschaft ihres Glaubens weitergeben, kann ganz unterschiedlich aussehen. Klassische evangelistische Veranstaltungen und Aktionen wie Straßeneinsätze oder Zeltevangelisationen haben auch im 21. Jahrhundert nicht ausgedient. Die Formen sind eher vielfältiger geworden. Die sozialen Medien gewinnen als Missionsfeld an Bedeutung. Inhaltlich sind es oft die großen Lebensthemen, die die Menschen umtreiben und an denen evangelistische Formate anknüpfen, um eine Brücke zur Botschaft von Jesus zu schlagen: Einsamkeit, der Wunsch, angenommen zu sein und geliebt zu werden, der Umgang mit Scheitern und Rückschlägen, die Frage nach dem Tod oder dem Sinn.

„Es gibt eine grundsätzliche Sehnsucht vor allem jüngerer Menschen nach Beheimatung, Sinnstiftung und Identität“, sagt Armin



**Neutraler Ort: Evangelisation im Zelt,
hier bei einem Einsatz im Erzgebirge**

Beck, Erster Vorsitzender von „ProChrist“. Bekannt geworden ist „ProChrist“ durch seine Großevangelisationen, die an mehreren Abenden nacheinander live aus riesigen Veranstaltungshallen per Satellit in mehrere Sprachen übersetzt und in teilweise mehr als 1.200 Gemeinden und Orte in ganz Europa übertragen wurden. Der amerikanische Evangelist Billy Graham sprach 1993 bei der ersten dieser Evangelisationen, in den folgenden fast zwei Jahrzehnten prägte Ulrich Parzany das Format. Dazu gab es nach ähnlichem Muster die Jugendevangelisation „Jesus House“. Mittlerweile sieht das Angebot von „ProChrist“ anders aus. Im vorigen Jahr veranstaltete der Verein drei „Hoffnungsfestivals“, in Karlsruhe, Villingen-Schwenningen und Magdeburg. Die Kombination aus Großveranstaltung, einer langen Verkündigung und Satellitenübertragung sei damals zeitgemäß und sehr erfolgreich gewesen. Doch „mit dem Format wurde auch die Zielgruppe älter“, sagt Beck. Außerdem sehnten sich die Menschen in Zeiten der absoluten Verfügbarkeit von Medien nach echten Begegnungen. Das „Hoffnungsfestival“ nimmt Familien, Kinder und Jugendliche viel stärker in den Blick. Eine Übertragung der Hauptveranstaltungen per Livestream gab es auch, aber nicht in der Größenordnung wie früher. In Karlsruhe etwa fand das „Hoffnungsfestival“ auf einer Open-Air-Bühne mitten in der Innenstadt statt. Das Programm beschränkte sich nicht nur auf die Abendveranstaltungen, vor Ort gab es auch tagsüber etwas zu erleben – Talks, Musik, Hüpfburg, Menschenkicker, Fahrradwerkstatt, ein Café-Zelt, Hoffnungspavillons als Orte, wo Menschen miteinander ins Gespräch

kommen und für sich beten lassen konnten. „Es war ein Kommen und Gehen, sehr bunt und mutmachend“, berichtet Beck, und in seiner Stimme klingt die Begeisterung darüber mit.

Magdeburg war am letzten Tag des „Hoffnungsfestivals“ zugleich bevölkert von tausenden Radsportfans, weil dort die „Deutschlandtour“ zu Ende ging. Ebenfalls an dem Tag demonstrierten Menschen auf dem „Christopher Street Day“ für die Rechte der queeren Community – einige hundert demonstrierten dagegen. „Und wir waren mittendrin und haben verkündet: Hier ist Jesus“. Die Anknüpfungspunkte lagen förmlich auf der Straße, geradezu ein Sinnbild für das, was Evangelisation will.

Verändert hat sich auch die Art und Weise, wie Christen über den Glauben sprechen können. Beck erklärt, dass Graham und Parzany in der Verkündigung stärker an biblische Geschichten anknüpfen konnten, weil die noch allgemein bekannt waren. Das sei heute anders – vor allem im Osten Deutschlands, aber nicht nur dort. Das bestätigen auch andere: Viele Menschen wissen einfach nicht mehr, worum es beim christlichen Glauben eigentlich geht. Festgehalten hat „ProChrist“ am Aufruf, sein Leben Jesus zu übergeben, inklusive fest formuliertem Gebet. Gott ruft, der Mensch antwortet. „Ich glaube fest, dass solche Momente eine entscheidende Rolle spielen. Das vergisst man nicht mehr.“ Das sei geistlich, aber auch psychologisch ein wichtiger Schritt, sagt Beck und erinnert sich dabei daran, wie seine eigene Schwiegermutter durch diesen Aufruf sehr bewusst ihr Leben mit Jesus festgemacht hat – bei „ProChrist“ 1993 in Kassel.

Mit und ohne Zelt

Auch die Deutsche Zeltmission hat ihr Konzept verändert. Ein Schwerpunkt liegt auf den evangelistischen Kinderwochen „Cammissio Camp2Go“ in den Schulferien. 4.000 Kinder und ihre Familien erreicht der Verein mit diesem Angebot im Jahr, sagt Geschäftsführer Tobias Lang. Und für Erwachsene hat das Werk das Programm „MyWay“ entwickelt. Statt einer Evangelisationswoche im Zelt geht es an fünf Abenden in gastfreundlicher Feierabend-Atmosphäre etwa eines Gemeindehauses bei Imbiss und Getränken um Lebens- und Persönlichkeitsthemen. Ein erster Programmteil hat eher Workshopcharakter, im zweiten Teil steht Gottes Perspektive auf das jeweilige Thema im Zentrum, sagt Lang. „Die Erkenntnis, dass Gott für mich da ist und sich für das interessiert, was mich beschäftigt, ist für viele neu und fas-



Sibylle Beck, Leitende Pastorin
bei ICF Karlsruhe, predigte beim
„Hoffnungsfestival“

zinierend.“ Einen klassischen Aufruf, zum Kreuz zu gehen und Jesus das Leben zu übergeben, gibt es nicht. Scham sollte keine Hürde sein für diesen Schritt, deshalb werden Besuchern andere Formen zur Lebensübergabe angeboten.

Dass auch das Zelt als Ort für Evangelisationen im 21. Jahrhundert noch funktioniert, davon ist Jens Ulbricht, Geschäftsführer und Zeltmeister vom Evangelisationsteam Sachsen überzeugt. „Das Zelt ist nach wie vor ein guter, neutraler Ort. Die Menschen müssen nicht in die Gemeinden kommen, wir kommen zu ihnen.“ Das Zelt sei transparent, Besucher könnten einfacher eintreten, wieder gehen, oder von außen zuhören. Die Atmosphäre an Tischgruppen sei entspannt, die Hemmschwelle sehr gering, da der Besuch im Zelt äußerlich unverbindlicher sei. Zeltevangalisationen, die sehr klassisch mit starkem Fokus auf die Wortverkündigung gestaltet seien, würden am häufigsten nachgefragt. „Ich nehme wahr, dass die Menschen offen sind für das Evangelium“, sagt Ulbricht. Solche Rückmeldung erhalte er auch von Kollegen anderer Missionswerke. „Es sind mehr Menschen auf der Suche, als wir vermuten. Und sie merken, dass sie hier Antworten auf ihre Fragen finden.“

Bekehrung auf Tiktok

Das beobachtet auch Gabriel Häsler: „Viele Menschen sehnen sich nach Hoffnung“, sagt er. Häsler sitzt vor Kamera und Mikrofon, er trägt eine modische Trainingsjacke und um den Hals eine Kette mit Kreuz-Anhänger. Vor ihm auf dem Tisch liegt eine Bibel mit farbigen Post-Its. Im Hintergrund ein Plakat-Aufsteller mit apokalyptisch anmutenden Motiven und der Aufschrift „Bible Study Live“. So gut wie jeden Dienstagabend streamt Häsler auf seinen vier Social-Media-Kanälen live eine Bibelarbeit. Er liest in der Offenbarung, legt sie aus, erklärt die sprachlichen Bilder, beantwortet Fragen, die die Nutzer währenddessen stellen, und betet für persönliche Anliegen – sei es wegen Zweifeln, Krankheit

oder für einen neuen Job. Anderthalb Stunden dauert ein Stream. „Online hat ein unglaubliches Potenzial“, sagt Häsler. Der Algorithmus der Netzwerke sei sein Missionsmitarbeiter. Denn der registriere, wer sich wie lang bei Beiträgen zu Sinnfragen aufhalte – und zeige demjenigen irgendwann auch den Stream Häslers an. „Der Algorithmus schwemmt mir Suchende in die Bible Study. Jedes Mal wollen sich Menschen Jesus anvertrauen“, sagt er. Auf Tiktok kämen dabei die meisten Menschen zum Glauben.

Häsler leitet die Organisation „Netz-Werk“, die Gemeinden in Sachen Evangelisation „motiviert, schult und unterstützt“, wie es auf der Website heißt. Große Musical-Events unter dem Titel „Life on Stage“ gehören dabei ebenso dazu wie Straßeneinsätze oder Trainings dafür, im persönlichen Umfeld das Evangelium weiterzugeben. Ihm ist es wichtig, nicht verschiedene Formen und Formate gegeneinander abzuwägen. „Wir müssen alle Formen nutzen, die uns zur Verfügung stehen. Warum sollten wir uns auf eine beschränken?“ Menschen brauchten verschiedene Begegnungen mit dem Glauben, bis sie sich selbst dafür entschieden. Häsler ist überzeugt: Die Rahmenbedingungen für Evangelisation sind heute so gut wie nie – an Möglichkeiten, an Freiheit, an finanziellen Mitteln. Diese Chance sollten Christen nutzen, solange sie sie haben.

Meinungsforscher stellen in Deutschland eine große Gleichgültigkeit gegenüber dem Glauben fest. Die Herausforderung liege dann darin, das Interesse überhaupt erst einmal zu wecken. Aber zugleich bedeute das, dass es keine generelle Abwehrhaltung gegen das Christliche gebe. Manche Indizien deuten sogar darauf hin, dass es besonders unter jungen Menschen tendenziell eine größere Offenheit für den Glauben gibt. Am Ende, auch das wird bei in den Gesprächen mit Evangelisations-Werken deutlich, kommt es darauf an, dass Christen und Gemeinden vor Ort aktiv werden, Evangelisationen organisieren und andere dazu einladen. Und natürlich selbst nicht davon schweigen, was die frohe Botschaft ihnen bedeutet. |

„Für Jesus war Gemeinschaft zentral“

Oliver Ahlfeld ist beim Gnadauer Verband als Referent für Neugründung und Neubelebung von Gemeinden tätig. Wie können Gemeinden wieder wachsen?

Johannes Blöcher-Weil

PRO: Was müssen Gemeinden tun, um zukunftsfähig zu sein?

Oliver Ahlfeld: Ein missionarisches Profil geht oft von der Leitung aus, darum ist sie ein Kernpunkt. Deutschland ist längst ein Missionsland und deswegen brauchen wir missionarische Gemeinden.

Können Sie das mit Zahlen unterfüttern?

Zahlen und Daten finden sich in der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung von 2023. Sie zeigt mit anderen Studien, wie Deutschland sich in den nächsten Jahren geistlich entwickelt. Experten vermuten, dass der Rückgang noch schneller vonstatten geht. Wer heute nicht getauft oder konfirmiert wird, fehlt in Zukunft als Mitglied. Viele Freikirchen haben zwar ein stärkeres missionarisches Gen, aber sie leben, wie viele wachsenden Gemeinden, oft vom Transferwachstum, weil Christen aus anderen Gemeinden kommen. Wir müssen also wieder lernen, missionarisch zu sein. Im Gnadauer Verband wurden in den letzten fünf Jahren mehr als 50 Gemeinden gegründet und mehr als 250 neu belebt. Das ist ein Anfang, aber noch kein geistlicher Aufbruch.

Macht Ihnen diese Entwicklung Angst?

Nein, weil wir ja längst unsere missionarischen Möglichkeiten kennen. Wir wissen, wie wir mit dem Evangelium, mit Musik und Sprache die Menschen erreichen. Gott kann Herzen verändern. Leider wenden wir unser Handwerkszeug oft nicht an. Meine Aufgabe ist es, die Gemeinden zu ermutigen, es doch zu tun.

Wann gelingt ein Projekt?

Da kommen wir wieder zur Leitungsfrage: Wer leitet wie und welche Machtgefüge gibt es in Gemeinden? Mit diesen Fragen beschäftigen sich alle, die Gemeinde entwickeln. Gott hat uns ein großes Potenzial gegeben. Wir können zum Beispiel mit offenen Augen darauf schauen, was der Sozialraum im Umfeld unserer Gemeinde braucht. Außerdem ist eine

Vision hilfreich. Das gilt für große und kleine Gemeinden, für die auf dem Land oder in der Stadt, für die mit oder ohne Hauptamtliche. Mit Menschen, die sich gezielt einbringen, kann etwas wachsen. Aber mathematisch lösen wir die Aufgabe nicht. Letztlich ist klar: Gottes Geist sorgt für die Frucht.

Sie sind Vater von zwei Kindern: Wie blickt die junge Generation auf das Thema?

Um junge Leute für etwas zu begeistern, muss ich ihnen Freiräume ermöglichen. Sie dürfen Dinge verändern und anders machen. In der praktischen Zusammenarbeit mit ihnen spüren wir am besten, wie sie ticken. Wenn wir sie ernst nehmen und sie Gemeinde positiv erleben, erzählen sie das auch weiter. Sehr gerne habe ich Praktikanten und achte darauf, dass sie bewegende Erlebnisse haben, mit denen sie andere auf die Spur des Glaubens bringen können: auch mit ungewöhnlichen Formaten. Leitung sollte das ermöglichen und nicht Dinge blockieren, weil sie noch nie anders gemacht wurden.

Haben Gemeinden verlernt, auf die jungen Leute zu hören?

Ich verstehe, dass es schwerfällt, wenn man seit 20 Jahren keine jungen Leute in der Gemeinde hat. Verlassen Jugendliche die Gemeinde zum Studium, ist das natürlich herausfordernd. Aber genau darin liegt die missionarische Konsequenz: Wenn Menschen den Glauben für sich entdecken, dann wachsen Gemeinden. Für mich ist der entscheidende Schlüssel, dass wir missionarische Haltung und Aktivität ermöglichen und kultivieren.

Können Sie ein gelungenes Beispiel nennen?

In der Studentenstadt Magdeburg haben wir das Format „Coffee & Church“ etabliert. Viele in der Gemeinde sind zwischen 18 und 35 Jahren. Junge Menschen suchen eine Heimat, in der sie sich wohlfühlen, aber nicht vereinnahmt werden. Offen-



Oliver Ahlfeld, seit 2015 beim Gnadauer Verband, der Dachorganisation der Gemeinschaftsbewegung

heit, eine gewisse Ästhetik der Räume und das bereits genannte Handwerkszeug können dabei helfen.

Was ist wichtig, damit die Formate der Zukunft gelingen?

Niemand will dem vielzitierten Zeitgeist hinterherhecheln. Aber in Deutschland hat vor einigen Jahren die Café-Kultur Einzug gehalten. Seitdem haben viele vital wachsenden Gemeinden ihr Gemeindehaus als dritten Ort neben Zuhause und Arbeit profiliert, an dem sich Menschen treffen und über die wichtigen Dinge im Leben reden können. Dort sollten wir den Glauben einbringen. Ein zweites Beispiel sind Zellgruppen, in denen sich Menschen in gemütlichen Wohnzimmern treffen, um über ihr Leben und Glaubensfragen zu sprechen. Das halte ich für eine wichtige Aufgabe von Christen, in einem Land, in dem immer mehr Menschen sehr einsam sind. Für Jesus war die Gemeinschaft mit Menschen zentral. Liebevoller und hörender Leitung hilft, wenn sie eine Vision mit der Gemeinde findet. In missionarisch hoher Konsequenz können sie oft richtig viel Frucht erleben, fernab vom Transferwachstum.

Schauen Sie in allem eher positiv oder zurückhaltend in die Zukunft?

Positiv stimmen mich die Dinge, die Frucht bringen und wo wir unsere Möglichkeiten nutzen. Wir sind herausgefordert, weil wir in vielen Dingen wenig agil sind. Mich ernüchtert es, wenn wir nicht aktiv gestalten oder nur reagieren, statt zu agieren.

Vielen Dank für das Gespräch. |



**„Für mich ist Jesus die
Hoffnung“: Bodo Ramelow vor
seinem Erfurter Wahlkreisbüro**

BODO RAMELOW

Der Kieselstein im Schuh

Kein Politiker der Linkspartei hatte in der Bundesrepublik so viel Macht wie Bodo Ramelow, ehemaliger Ministerpräsident Thüringens. Nun ist er religionspolitischer Sprecher der Linken-Fraktion im Bundestag. Was bedeutet Jesus für ihn? Und wie geht er mit Antisemitismus in den eigenen Reihen um? PRO hat ihn in Erfurt besucht.

Nicolai Franz

Vergangenen Oktober hat Bodo Ramelow Jesus getroffen. Der lag auf einer Sitzbank vor Sant'Egidio in Rom, und zwar als Obdachloser mit durchbohrten Händen und Füßen. Den Linken-Politiker hat das sehr bewegt. Die liegende Bronze-Statue, die Jesus darstellen soll, ist die Kopie eines Kunstwerks von Timothy Schmalz, „Homeless Jesus“. Sant'Egidio ist eine katholische Laienbewegung, die besonders die Armut Christi betont. Zentral für die Gemeinschaft ist das Gebet, der Einsatz für Mittellose und für Frieden. Da kann sich auch der protestantische Linken-Politiker Ramelow sehr gut wiederfinden, resümiert er kurz nach seiner Erfahrung in Rom. Jetzt sitzt er in seinem Wahlkreisbüro in Erfurt. Dort hängt am Schaufenster des Büros zur Straße hin ein Zettel: Wer Probleme beim Ausfüllen seines Antrags auf Bürgergeld habe, könne sich gerne bei der Linken melden, die werde dann helfen. In den Räumen der Linkspartei liegt allerlei Werbematerial herum, auf vielen der Flyer ist das Konterfei Ramelows zu sehen, zum Beispiel als ikonisch gezeichneter Dönermann mit langem Messer am Kebapspieß und dem Aufdruck: „Alle sollen satt werden!“ Der 69-Jährige hat mehr erreicht als jeder andere in seiner Partei in der Bundesrepublik. Zweimal wurde er zum Ministerpräsidenten Thüringens gewählt, das er über zehn Jahre regierte. Allein das macht ihn zu einer Ausnahmefigur.

Denn Ramelow ist auch eine Art Singularität in der Linken: ein Wessi im Osten, Christ unter Atheisten, ein fast Bürgerlicher unter Radikalen, Wahlsieger in einer Dauer-Oppositionspartei, Parteikritiker, aber gleichzeitig der erfolgreichste der Genossen, Israel-Unterstützer in einer Partei, in der es offenen Antisemitismus gibt. Dieser Punkt schmerzt Ramelow besonders. Nach seinem Rombesuch reiste er weiter nach Israel. 24 Stunden vor dem Gespräch mit PRO stand er noch auf dem Gelände des Nova-Festivals, wo Hamas-Terroristen am 7. Oktober 2023 Hunderte Menschen ermordeten, die meisten von ihnen Israelis. Heute sind dort Bäume gepflanzt, an jedem Baum hängt das Foto eines Opfers. Die Folter, die Vergewaltigungen, Misshandlungen, die gesamte Gewalt gegen diese fröhlichen Menschen standen ihm vor Augen, sagt Ramelow. Es hat ihn sehr mitgenommen.

Überall Hunger nach Glaube

Seit langem hat er intensive Kontakte zur Jüdischen Gemeinde, zu Israel, kann aus dem Stand die Geschichte des Zionismus referieren, bekennt sich zum jüdischen Staat, spart aber auch nicht

mit Kritik. Dass sich Juden in Deutschland kaum noch als Juden zu erkennen geben, betrübt Ramelow zutiefst. Und dass es Judenhass nicht nur auf der rechten, sondern auch auf der linken Seite gibt, ebenfalls. Die Linkspartei hat ihre Mitgliederzahl in den letzten Jahren verdoppelt, viele neue und junge Menschen sind hinzugekommen. Für viele von ihnen bedeutet Linkssein, die Palästinenser zu unterstützen, gegen Israel aufzustehen, was nicht selten zu klar antisemitischen Haltungen führt. Ramelow hingegen will sich für Ausgewogenheit und Versöhnung einsetzen. Ob ihm das gelingt, ist unklar. Mehr als einmal ist er mit Genossen in dieser Frage aneinander geraten. Ein „Kieselstein im Schuh der Linkspartei“ wolle er sein, sagte Ramelow, damit fühle er sich auch ganz wohl.

Als Christ in einer Partei, die schon immer atheistisch geprägt war, ist er das ohnehin. Das Unrecht der SED, die laut der Parteiführung rechtlich identisch mit der Linken ist, unter dem gerade Christen in der DDR zu leiden hatten, spart er nicht aus. Ein Journalist habe ihm erzählt, wie er als Kind in der DDR vom Lehrer öffentlich bloßgestellt wurde: „Genosse Jähn hat im Weltraum keinen Gott gefunden, aber unser Christoph glaubt noch immer an so einen komischen Gott. Den lachen wir jetzt mal aus.“ Diese aggressive Haltung der SED gegenüber Christen macht Ramelow auch verantwortlich dafür, dass der Osten weitgehend entkirchlicht sei. Hunger nach Glauben sieht er aber trotzdem überall.

Seit 2025 ist Ramelow wieder Abgeordneter des Deutschen Bundestages, dem er schon von 2005 bis 2009 angehörte. Dass er zum religionspolitischen Sprecher gewählt wurde, war angesichts seiner Biografie und der Religionsferne vieler Genossen keine Überraschung. Wer ist Jesus für Bodo Ramelow, wollte PRO wissen: Ein „Linker“, wie Matthias Miersch (SPD) es formulierte? Oder ein Obdachloser wie in Sant'Egidio? „Für mich ist Jesus die Hoffnung“, sagt Ramelow. „Das unterscheidet uns von Judentum und Islam: Wir glauben an Jesus als den fleischgewordenen Sohn Gottes.“ |



PRO-Podcast „Glaube. Macht. Politik.“
mit Bodo Ramelow

► pro-medienmagazin.de/ramelow-podcast



PRO-Podcast „Zwischen Zettel und Stift“: Ist Bodo Ramelow in der richtigen Partei?

► pro-medienmagazin.de/ist-bodo-ramelow-in-der-richtigen-partei



Friede darf ein frommer Traum sein

Jesus predigte radikalen Gewaltverzicht. Wer deswegen Gewalt in allen Lebenslagen ablehnt, wird in der neuen EKD-Friedensdenkschrift zwar noch wertgeschätzt. Um die große Politik sollen sich aber andere kümmern. Das ist ein Fehler.

Nicolai Franz



**Blick nach oben: Echten Frieden wird es
erst in Gottes Reich geben – aber ist es
wirklich so falsch, wenn Christen diesem
Ideal schon im Hier und Jetzt folgen?**

Dass ein linker Journalist die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) hart kritisiert, hat eher Seltenheitswert. Noch außergewöhnlicher ist es, wenn er ihr vorwirft, zu sehr „Mainstream“ zu sein. Doch genau das hat Jakob Augstein, Chefredakteur der linken Zeitschrift „Freitag“, getan, als Gastredner auf dem Empfang des Evangelischen Kirchenkreises Duisburg Ende November 2025. Er ist zwar selbst kein Kirchenmitglied, bezeichnet sich aber als „kirchennah“. Es lässt ihn daher nicht kalt, dass sich die EKD mit ihrer Friedensdenkschrift „Welt in Unordnung“ in Sachen Krieg und Frieden neu positioniert hat. „Das Ergebnis ist leider eine Katastrophe“, sagte der Journalist laut Redemanuskript, und fand noch deutlichere Worte, als er ins Publikum fragte, warum die Kirche das tue.

Die EKD verabschiedete sich mit der neuen Friedensdenkschrift von einer klaren friedensethischen Haltung und übernehme stattdessen sicherheitspolitisches Denken: Zwar „verdammt die Kirche den Krieg, wie es sich gehört – aber dann findet sie ganz viele Gründe, ihn zu führen“.

Besonders problematisch ist für Augstein, dass die Denkschrift in engen Grenzen präventive militärische Gewalt und sogar den Besitz von Atomwaffen (nicht aber deren Einsatz) als „politisch notwendig“ rechtfertigt. Damit denke die Kirche nicht mehr theologisch, sondern vor allem politisch. Sie lasse sich dabei auf sicherheitspolitische Fragen ein wie die, ob die Bundeswehr in ihrem derzeitigen Zustand verteidigungsfähig sei. Geradezu „satirisch“ mute die EKD-Empfehlung an, Deutschland möge sich unbedingt an einer gemeinsamen militärischen Weltraumstrategie beteiligen: „Ich bin sicher, wenn die EKD Raumschiffe hätte, würden die Autorinnen der Denkschrift sie gleich startklar machen.“

das Dokument liest, desto mulmiger kann es einem werden. Zunächst: In der Tat liest sich „Welt in Unordnung – Gerechter Friede im Blick“ wie eine ethisch reflektierte Handlungsanweisung für einen modernen liberalen Staat, wenn es um Anstrengungen für den Frieden und die Anwendung von Gewalt geht. Die Analysen decken sich mit den Einschätzungen anerkannter Sicherheitsexperten. Daraus entwickeln die Autoren der Denkschrift realpolitische Handlungsmaximen. Und genau das ist das Problem dieses Textes: Die Denkschrift begibt sich in politische Niederungen und verliert dabei an theologischer Flughöhe.



„Eine Katastrophe“: Journalist Jakob Augstein kritisierte die neue Denkschrift scharf

„Gerechter Frieden“ statt „gerechter Krieg“

Diese theologische Flughöhe hatte sie vor fast zwei Jahrzehnten noch, als sie mit der Denkschrift „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ über den Dingen zu schweben schien. Denn das Dokument ist der aktuellen Fassung nicht nur intellektuell überlegen, sondern auch was ihre pastorale Weitsicht angeht. Statt eine Art ethisch begründete Sicherheitsstrategie zu liefern, argumentierte sie aus einer evangelischen Vielstimmigkeit heraus. Damals rangen in der EKD Koryphäen wie der damalige Ratsvorsitzende Wolfgang Huber und das Ratsmitglied Margot Käßmann um eine gesamtkirchliche Position zu Krieg und Frieden. Realpolitisch geprägte (wie die von Huber) und radikalpazifistische (wie die von Käßmann) Stimmen prägten das Umfeld, in dem die Denkschrift entstand. Am Ende stimmte der gesamte Rat dem Dokument zu.

Die Schrift begründete das Konzept des „Gerechten Friedens“ als Antwort auf das Konzept des „Gerechten Krieges“ („bellum iustum“) des Kirchenvaters Augustinus. Die Denkschrift von 2007 erkennt an, dass in der evangelischen Kirche sowohl Soldaten ihren Platz haben als auch die, die Gewalt aus Glaubensgründen in jeglicher Situation ablehnen – und lässt sie stehen, ohne sie abzuurteilen. Von der Bibel her argumentieren die Autoren für Gewaltfreiheit, aber auch für strikt begrenzte „rechtserhaltende Gewalt“, die im äußersten Notfall angewendet werden kann. Dazu gehören der „Schutz vor Gewalt“ (der auch militärische Gewalt beinhalten kann), die „Förderung der Freiheit“, der „Abbau von Not“ und die „Anerkennung kultureller Verschiedenheit“. Darin konnten sich viele Protestanten wiederfinden. Auch die, die Gewalt radikal ablehnen, weil sie dem Beispiel Jesu in aller Konsequenz folgen wollen: christliche Pazifisten.

2008 schuf die EKD das Amt des „Friedensbeauftragten“, das dann zunächst Renke Brahms inne hatte. Seine Aufgabe war es, die Anliegen der Denkschrift zu kommunizieren und zwischen EKD und kirchlicher Friedensbewegung zu vermitteln. Dass



Christliche Pazifistinnen wie Margot Käßmann waren noch vor wenigen Jahren in der Mitte der Kirche, jetzt werden sie an den Rand gedrängt

Bruch mit Pazifismus

Zwei Gründe für das Verhalten der EKD hält Augstein für möglich. Den einen sieht er darin, dass die Kirche „auf dem Weg der Ethisierung“ so weit fortgeschritten sei, dass sie „nicht mehr in theologischen, sondern in pragmatisch-alltagsmoralischen Kategorien“ denke.“ Der zweite: Sie wolle schlicht mit dem „Mainstream“ gehen. Hat Augstein recht? Opfert die EKD theologische Kernaussagen, um sich einem Zeitenwendegeist anzubiedern? Die publizistische Öffentlichkeit – um mit Augstein zu sprechen: der Mainstream – reagierte geradezu euphorisch auf das neue Dokument. Verantwortlich und differenziert sei die Denkschrift, hieß es in den Kommentarspalten quer durch die Medien, und erleichtert wurde allerorten registriert, dass die Kirche endlich mit dem Pazifismus gebrochen habe.

Wer sich mit der Friedensdenkschrift beschäftigt, kann jedoch kaum leugnen, dass der Kritiker einen Punkt hat. Je weiter man

Vorstellung der Friedensdenkschrift auf der Synode 2025: EKD-Chefin Kirsten Fehrs (2.v.l.) erklärt den Text, der Friedensbeauftragte Friedrich Kramer (l.) ist auch dabei, hat aber nicht mitgeschrieben.



„Christlicher Pazifismus ist als allgemeine politische Theorie ethisch nicht zu begründen. Er ist aber als Ausdruck individueller Gewissensentscheidung zu würdigen.“

EKD-Friedensdenkschrift (2025)

Brahms selbst Pazifist war, war kein Problem. Schließlich ließ die Denkschrift weiten Raum für christliche Überzeugungen.

Die neue Denkschrift baut auf ihrer Vorgängerin auf, übernimmt auch zentrale Begriffe – um dann aber doch auf andere Pfade abzubiegen. So betont sie deutlich den „Schutz vor Gewalt“ als grundlegende und wichtigste Form „rechtserhaltender Gewalt“. Sie nimmt sich viel Platz, um auch den Pazifismus, der die Kirche der Nachkriegszeit stark geprägt hat, zu würdigen. Mit wenigen Sätzen zeigt sie aber, was sie wirklich davon hält:

„Christlicher Pazifismus ist als allgemeine politische Theorie ethisch nicht zu begründen. Er ist aber als Ausdruck individueller Gewissensentscheidung zu würdigen. Christlicher Pazifismus ist Ausdruck gelebter Frömmigkeit. Und er ist politischer Impulsgeber, der das Leitbild des Friedens als Orientierung für staatliches Handeln wachhält.“ Mit anderen Worten: Es mag ein paar fromme Träumer geben, die meinen, Jesu Gebot des Gewaltverzichts und der Feindesliebe (z.B. Matthäus 5,39.44) gelte für alle Lebensbereiche, die große Politik sollen aber andere machen.

Wobei: Spätestens beim Thema Atomwaffen kommen die Autoren ins Straucheln. Einerseits konstatieren sie: „Der Einsatz von Atomwaffen bleibt unter allen Umständen verwerflich“, um im gleichen Atemzug nachzuschieben: „Dennoch kann ihr Besitz zur Abschreckung sicherheitspolitisch geboten erscheinen.“ Die EKD



nennt das ein „schwerwiegendes Dilemma“. Man könnte aber auch sagen: Die Kirche drückt sich um eine Entscheidung. Konsequenz wäre, Atomwaffen in Gänze abzulehnen. Oder sie im Sinne der Nato zur Abschreckung und somit als Kriegsverhinderungswaffen zu erlauben. Wer sie besitzt oder von nuklearer Teilhabe profitiert, wie Deutschland, hat ein geringeres Risiko, angegriffen zu werden, weil der Angreifer vor den möglichen Konsequenzen zurückschreckt. Sie dient also der „Abschreckung“. Nukleare Abschreckung hat aber nur dann eine Wirkung, wenn sie glaubhaft ist, wie Militärs betonen. Wer den Einsatz von Atomwaffen, etwa als Reaktion auf einen Erstschat, von vornherein ausschließt, braucht auch keine Atomwaffen. Und dann wären sie auch nicht geboten, sondern überflüssig. Augstein kommentiert zu Recht: „Die Kirche darf keine Rechtfertigung liefern, für etwas, was sie ethisch und theologisch für falsch hält, aber für ‚politisch notwendig‘.“

Gewaltverzicht ist kein Kitsch

Abseits von Atomwaffen argumentiert die Denkschrift gegen ein utopisches Verständnis von Frieden im Hier und Jetzt und setzt ein eschatologisches Verständnis entgegen: Am Ende der Zeiten werde es wirklich gerechten Frieden geben, aber bis dahin müssen wir der Realpolitik ins Auge schauen. Und im Notfall eben Ge-

walt anwenden, wenn man damit Schlimmeres verhindert. Diese Sichtweise kann man auch als Christ vertreten, und – vielleicht überrascht das – der Autor dieser Zeilen sieht das auch so.

Aber steht es einem Christen zu, einen ernsthaften, aus der Nachfolge Jesu begründeten Gewaltverzicht zum Kitsch zu erklären, mit dem sich die Probleme dieser Welt angeblich nicht lösen lassen? Nein.

Natürlich: Radikaler Gewaltverzicht zielt auf eine Utopie. Aber wenn jemand Raum für Utopie lassen muss, wer außer der Kirche sollte es denn sein? War Jesus etwa selbst ein frommer Träumer, indem er auf „rechtserhaltende Gewalt“ gegen die römischen Besatzer verzichtete und mit seiner Botschaft der Feindesliebe und seinem Tod am Kreuz eine weltweite Revolution auslöste, wie sie keine Armee der Welt je verursacht hat? Waren seine Jünger einer frommen Utopie erlegen, als sie in der Verfolgung nicht zuerst „Schutz vor Gewalt“ forderten, sondern mutig ihrem Herrn nachfolgten? Haben die Christen in der DDR durch gewaltfreien Widerstand und mit Vertrauen auf Gott und sein Wort etwa nicht entscheidend dazu beigetragen, dass das sozialistische Regime fiel?

Die EKD schiebt radikalen Gewaltverzicht an den Rand – und stößt damit sehr viele Mitglieder vor den Kopf. Dabei war das Miteinander von Realpolitik und Radikalpazifismus gerade das, was die Kirche in Fragen von Krieg und Frieden stark gemacht hat. Unzählige Male in der Geschichte hat sich die Kirche versündigt, als sie militärische Gewalt rechtfertigte. Heute muss man dafür nur nach Moskau und die russisch-orthodoxe Kirche schauen. Wohl noch nie hat sie sich aber versündigt, wenn sie zu Gewaltverzicht aufgerufen hat. Die Kirche täte gut daran, wenn sie diese Stimmen weiter würdigt.

Eine davon dürfte ausgerechnet die des heutigen Friedensbeauftragten Friedrich Kramer sein. Wie sein Vorgänger ist er überzeugter Pazifist. Immerhin war er bei der Präsentation der Denkschrift auf der Bühne dabei. Zwar wurde Kramer im Entstehungsprozess der Denkschrift gehört, hieß es.

Am Text mitgearbeitet habe er nicht. |

Hörteipp

In der PRO-Podcastreihe „Glaube. Macht. Politik.“ erklärt Margot Käßmann, warum sie als Christin jegliche Gewalt ablehnt.

pro-medienmagazin.de/podcast



Buchinfo

EKD: „Welt in Unordnung – Gerechter Friede im Blick. Evangelische Friedensethik angesichts neuer Herausforderungen. Eine Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland“, EVA, 152 Seiten, 12 Euro (Druckversion) oder kostenloser Download

A close-up photograph of a hand holding a white chess king piece, poised to move it. Below, a black king piece sits on a chessboard. The background is dark, and the lighting highlights the textures of the pieces and the hand.

Wer stürzt den Diktator?

In vielen Ländern herrschen Diktatoren und Autokraten. Proteste lassen sie niederschießen, Wohlstand, Freiheit und Bürgerrechte bleiben für die meisten Menschen dort ein Traum. Warum also nicht einfach einmarschieren und den Diktator stürzen?

Das Jahr war noch keine drei Tage alt, da sorgte die US-Regierung für Schlagzeilen, die um die Welt gingen: In einer exakt geplanten und vorbereiteten Aktion drangen militärische Spezialkräfte in die Villa des Präsidenten von Venezuela ein, nahmen Machthaber Nicolás Maduro und seine Frau fest und brachten sie nach New York. Dort sollte er wegen Drogenverbrechen angeklagt werden. Während manche empört auf das Völkerrecht verwiesen, jubelten andere darüber, dass die Welt einen Diktator weniger hatte.

Rechtfertigt der Zweck das Mittel? Es gibt noch eine ganze Reihe anderer Diktatoren und Autokraten, die ihre Bevölkerung unterdrücken. Im Iran zum Beispiel gehen die Mullahs brutal gegen die Menschen vor, die auf den Straßen für Freiheit demonstrieren. Warum nicht auch dort und anderswo eingreifen? In der PRO-Redaktion sind uns bei dieser Frage unterschiedliche Argumente wichtig. Was denken Sie darüber?

Auf das Ende schauen

Bei einer Podiumsdiskussion an unserer Schule ging es Anfang der 2000er Jahre um den Irakkrieg. Eine Frau aus dem Publikum fragte, warum die Amerikaner nicht einfach eine Spezialeinheit in Saddam Husseins Gemächer schickten, um den Diktator zu töten – statt das ganze Land mit Bomben und Panzern heimzusuchen. Die Bemerkung wurde allenthalben belächelt und abgetan, an die genauen Argumente erinnere ich mich nicht mehr. Doch ich musste daran denken, als US-Spezialkräfte Anfang des Jahres den venezolanischen Präsidenten Nicolás Maduro daheim verhafteten und außer Landes brachten. Es geht also doch. Warum dann nicht öfter? Schließlich gibt es genug Tyrannen auf der Welt.

Ich gönne den Venezolanern und allen anderen Menschen Freiheit von ihrem Unterdrücker. Oft genug treffen Repressalien in autoritären Regimen auch Christen. Doch ich halte es für zweifelhaft, Trumps militärischen Coup nun als Heldentat zu feiern. Denn kein Land handelt rein aus Solidarität oder Nächstenliebe für die Unterdrückten. Es geht immer um wirtschaftliche Interessen (Rohstoffe), um Macht (Einflussbereich vergrößern) und andere politische Interessen (gefällige Akteure in wichtige Positionen bringen). Und immer stellt sich die Frage: Wer oder was folgt auf den gestürzten Diktator? Bringt ein Regimewechsel tatsächlich Freiheit oder kommt das nächste System, das seine Kritiker mundtot macht? Es kann durchaus sein, dass sich Dinge für die Bevölkerung verbessern. Die Bibel rät, darauf zu schauen, was am Ende herauskommt. Das kann auch bei der Beurteilung des Tyrannensturzes helfen.

Jonathan Steinert



Macht es euch nicht zu leicht

„Wer aufs Völkerrecht scheißt, ist Verfassungsfeind.“ Entschuldigen Sie den Ausdruck, es ist ein „X“-Zitat des Journalisten Tilo Jung. Nach dem Sturz von Nicolás Maduro durch die USA echaufierte er sich mit diesen Worten darüber, dass eine Gruppe mit dem Titel „Neoliberale Aktion“ das Völkerrecht kritisiert und Maduros Entführung begrüßt hatten.

Ist es wirklich so einfach? Wer das Vorgehen gegen einen Diktator gutheißt, der ist kein Demokrat? Oder könnte man das nicht auch andersherum sehen: Wer Menschen leiden lässt, der ist Menschenrechtsfeind. Wer nicht handelt, wenn Diktatoren in Venezuela, im Iran, in Syrien oder Russland morden, foltern, verstümmeln, verhungern lassen, während sie selbst sich bereichern, der ist kein Menschenfreund. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“, steht als erster Satz in der deutschen Verfassung. Wie kann man diesem Satz gerecht werden, wenn man zuschaut und nicht alles Mögliche tut, um diese Würde zu schützen?

Einer, der sich viele Jahre seines Lebens mit dieser Frage auseinandergesetzt hat, ist Dietrich Bonhoeffer. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er den kurz gezogenen Schluss von Tilo Jung zurückgewiesen hätte. Ebenso sicher bin ich mir, dass er zum US-Eingriff gegen Maduro mindestens ein paar Fragen gehabt hätte. Denn einerseits kam er zu der Überzeugung, dass ein Tyrannenmord manchmal der einzige Weg sein kann, um größeres Leid zu verhindern. Andererseits war er auch der Meinung, dass, wer tötet, Schuld auf sich lädt. Nun ist Maduro nicht gestorben. Aber der Sachverhalt ist durchaus übertragbar: Manchmal ist Gewalt notwendig. Aber sie ist nicht leichtfertig einzusetzen. Sie ist immer das letzte Mittel.

Sicher war sich Bonhoeffer in einer weiteren Sache: „Tatenloses Abwarten und stumpfes Zuschauen sind keine christlichen Haltungen. Den Christen rufen nicht erst die Erfahrungen am eigenen Leibe, sondern die Erfahrungen am Leibe der Brüder, um derentwillen Christus gelitten hat, zur Tat und zum Mitleiden.“ Zur Tat, steht da. Was bedeutet das für staatliches Handeln mit Blick auf den Iran oder andere internationale Schurkenregierungen? Das letzte Mittel, so bin ich überzeugt, ist das Eingreifen, um unschuldige Menschenleben vor blutrünstigen Diktatoren zu schützen. Sicher nicht in jedem Fall, und doch muss jeder einzelne sorgsam abgewogen werden. Wer den Blick abwendet und blind auf das Völkerrecht verweist, es als Rechtfertigung für internationales Schweigen missbraucht, der führt dessen eigentlich Sinn ad absurdum. Oder um die Worte Jungs noch einmal zu bemühen: Wer sich mit einfachen und automatisierten Antworten begnügt, anstatt die Würde des Menschen in den Mittelpunkt zu stellen, ist Verfassungsfeind.

Anna Lutz



Gottlose Macht führt ins Verderben

Die Debatte ums Völkerrecht zeigt vor allem eines: dass wir Gott brauchen. Die Menschheit hat alle möglichen Ordnungen und Systeme geschaffen, um unser Zusammenleben zu regeln. Wer in einem Rechtsstaat gegen Gesetze verstößt, wird zur Verantwortung gezogen. Das ist gut. International sieht es anders aus. Dort gilt, Völkerrecht und Menschenrechten zum Trotz, das Recht des Stärkeren. Die Vereinten Nationen sollten nach den Schrecken zweier Weltkriege die Ordnungsmacht sein, die zukünftiges Leid verhindert. Ein paar Mal hat das funktioniert. Sobald aber Großmächte beteiligt sind, ob direkt oder indirekt, ist jeder Völkerrechts-Artikel wertlos. Wenn Iran die eigene Bevölkerung massakriert, wenn Russland die Ukraine überfällt und zuhause jede Kritik unterdrückt, wenn China Christen das Leben schwer macht, sind zwei Dinge sicher: Es handelt sich um schwere Menschenrechtsverletzungen. Und: Die Vereinten Nationen werden nichts Wirksames tun, weil Vetomächte dies verhindern. Wie also handeln? Es ist wohlfeil, sich auf dem Völkerrecht auszuruhen und zu meinen, solange man es nicht breche, wandle man auf dem richtigen Pfad. Man gleicht dann dem Fußgänger, der der gestürzten Oma nicht aufhilft, weil er dazu eine rote Ampel überqueren müsste. Doch mächtige Staaten, die sich aus angeblich hehren Motiven über das Völkerrecht hinwegsetzen und anderswo intervenieren, brauchen dafür beste Gründe und einen klaren Kompass. Sie brauchen eine Instanz, der sie sich unterordnen und von der sie sich in ihren Machtoptionen freiwillig beschneiden lassen, weil sie wissen, dass sonst Chaos und Willkür drohen. Die wissen, dass sie nur im Vorletzten leben. Und dass sie am Ende vor einer Instanz geradestehen müssen, die nicht von der Macht korrupter Herrscher abhängt: Jesus Christus, Richter und Erlöser zugleich. |

Nicolai Franz



NOTHILFE IN GAZA

ÜBER GRENZEN HINWEG



SPENDE
JETZT!

Wir von GAIN bringen **Hilfsgüter** direkt in den Gazastreifen. Unsere Mitarbeitenden verteilen vor allem **Lebensmittel** in Khan Younis und Umgebung.

Mit **jeder Spende** hilfst du einer verzweifelten Familie zu überleben. Gemeinsam überwinden wir Grenzen.

GLOBAL AID NETWORK
(GAIN)

Volksbank Mittelhessen
IBAN DE88 5139 0000 0051 5551 55
Stichwort: 261Gaza

WEITERE INFOS
www.GAiN-Germany.org/gaza



Anteil nehmen an Freude und
Leid anderer – das können
nur Menschen

„Chatbots können nie
einfach für einen da sein“

Bei der Entwicklung neuer Technologien steht die Wertschätzung des Menschen oft unter Druck, sagt der Theologe Constantin Plaul. Gerade dort, wo Maschinen vorgeben, menschlich zu sein, ergeben sich viele ethische Fragen.

Jonathan Steinert

PRO: Sie beschäftigen sich als Theologe mit digitaler Medienethik. Was kann die Theologie bei diesem Thema einbringen, was andere Disziplinen vielleicht so nicht können?

Constantin Plaul: Unsere Gegenwart ist durch den Einbau digitaler Technik in nahezu alle Bereiche unseres Lebens gekennzeichnet. Das hat viel Hilfreiches mit sich gebracht. Bedenklich sind aber Tendenzen, die mit einem Verlust an Menschlichkeit einhergehen. Ganz handfest etwa in der rücksichtslosen Nutzung neuer Technologie, die auf Belange der davon Betroffenen keine Rücksicht nimmt. Etwas indirekter begegnen solche Tendenzen aber auch dort, wo neue Bilder von Mensch und Maschine propagiert

die Bedeutung des Menschlichen stark machen gegenüber Tendenzen in technischen Entwicklungen und Bewegungen wie Trans- und Posthumanismus.

Allenthalben wird eine raue, vergiftete Debattenkultur insbesondere in den sozialen Medien beklagt. Sie empfehlen als ethische Orientierung dabei die Formel von Luther, der vom „simul iustus et peccator“ sprach, also vom Sünder, der zugleich gerechtfertigt ist durch Gottes Gnade. Was bedeutet das im Zusammenhang der digitalen Debattenkultur?

Wir kommunizieren sehr viel und sehr schnell, gerade in sozialen Medien wird häufig schnellschussartig Position für oder gegen etwas bezogen. Aussagen ei-

„Das Ergebnis der KI kann mitunter besser sein als manche Predigt eines Pfarrers oder einer Pfarrerin, die keine Zeit zum Vorbereiten hatten.“

werden, durch die die besondere Würde, die uns Menschen zukommt, in Frage gestellt wird, zum Beispiel wenn gesagt wird: Roboter sollten wie Wesen behandelt werden, die uns in gesellschaftlich-politischer Hinsicht gleichwertig sind.

Bei all solchen Fragen steht die ethische Wertschätzung des Menschlichen sehr unter Druck. Dem etwas entgegenzuhalten, darin erblicke ich eine wichtige Aufgabe der Theologie. Im Christentum wird das Menschliche ja sehr stark ausgezeichnet. Der Mensch erhält in seiner Gottebenbildlichkeit eine besondere Würde. Und im Menschen Jesus Christus kommt Gott uns auf besondere Weise nahe. Theologische Medienethik muss

ner Person werden dann oft nicht in der Sache kritisiert, sondern man sagt, die Person hat sich als unhaltbar herausgestellt, weil sie etwas gesagt hat, was gar nicht geht; sie hat damit ihr Recht verwirkt, überhaupt noch mitreden zu dürfen. Da kann die Idee der Rechtfertigung hilfreich sein: Wir Menschen sind alle Sünder und machen permanent Fehler. Wir sind moralisch endliche Wesen.

Das Bewusstsein dafür kann eine gewisse Nachsicht und Vergebungsbereitschaft erzeugen. Mehr Menschen sollten, bevor sie andere für echtes oder angebliches Fehlverhalten aburteilen, daran denken, dass sie in ihrer Kommunikation sicherlich auch schon einmal danebengegriffen

haben. Das würde unserer Kommunikationskultur sehr guttun. Wir sollten einander zugestehen, uns selbstkritisch zu eigenen Fehlern zu verhalten und trotzdem weiter am Diskurs teilzunehmen.

Das dürfte für journalistische Medien und ihren Umgang mit den Fehlern anderer genauso gelten ...

Genau. Den Hang zum Schlagwort und zur Skandalisierung braucht es, um Aufmerksamkeit zu erzeugen. Das war auch vor den digitalen Medien schon so. Die haben das aber massiv verstärkt.

Dank KI und Sprachmodellen können Menschen auch immer einfacher mit Chatbots oder Robotern kommunizieren. Manche bauen zum virtuellen Gegenüber richtige Beziehungen auf und geraten dadurch in problematische Abhängigkeiten. Was ist ethisch geboten, um diese Technologie menschenfreundlich zu gestalten, sodass man nicht auf Maschinen hereinfällt?

Ingenieure legen Chatbots häufig bewusst so an, dass sie ein personales Gegenüber vorgaukeln. Das fasziniert und bindet die Menschen. Auf einen eingegebenen Prompt kommen dann zum Beispiel Kommentare wie „Das ist eine gute Frage“ oder man wird anderweitig gelobt von der Maschine. Das schmeichelt natürlich vielen. In der zwischenmenschlichen Kommunikation hat das seinen sozialen Sinn. Keinen Sinn hat es, wenn einem die Maschine so etwas sagt, bis dahin, dass der Chatbot von sich als „ich“ spricht. Man könnte die Chatbots durchaus so programmieren, dass die nicht so menschenähnlich gestaltet sind. Es müsste schon in der Bedienung dieser Tools deutlich werden, dass man es mit einer Maschine zu tun hat.

Bei Robotern wäre das ähnlich. In der Maschinenethik gibt es auch die Forderung, dass Roboter bewusst nicht humanoid konstruiert werden sollen. Dass man ihnen eben nicht einen Kopf mit Gesicht, zwei Arme und zwei Beine gibt. Schon als Erwachsener kann man sich dem dadurch entstehenden Eindruck schwer entziehen und Kinder noch weniger. Kinder hängen an Teddybären oder Puppen. Da entstehen bedenkliche Konstellationen, wenn Kuscheltiere auch noch sprechen und sagen: „Ich finde dich toll.“

Wären Sie dann dafür, so etwas gesetzlich zu regulieren?

Wenn man begründet davon ausgehen kann, dass es für die Entwicklung der

kindlichen Psyche höchstwahrscheinlich nachteilige Folgen hat, mit solchen „intelligenten“ Puppen zu spielen, könnte es sinnvoll sein, so etwas zu verbieten. Das müsste natürlich auf dem Wege eines demokratischen Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozesses geschehen. Es ist auf jeden Fall eine problematische Entwicklung und wir sollten uns fragen, ob

„Es hat keinen Sinn, dass der Chatbot von sich als ‚ich‘ spricht.“

wir das als Gesellschaft zulassen wollen. Ganz ähnlich ist es beim Umgang mit Tod und Trauer.

Inwiefern?

Es gibt eine ganze aufstrebende Industrie, die Trauerbegleitung in Form von KI-gestützten Avataren anbietet. Menschen, die wissen, dass sie bald sterben werden, können Texte einsprechen, aus diesen Daten kann dann ein Avatar dieser verstorbenen Person mithilfe von KI erzeugt werden, der wie ein Chatbot angesprochen werden kann. Hinterbliebene sprechen also weiterhin mit einer virtuellen Version ihres Angehörigen. Besser gesagt: mit einer Simulation ihres Angehörigen. Man kann sogar programmieren, dass die verstorbene Person als Avatar zu einem bestimmten Zeitpunkt anruft, noch Jahre nach dem Ableben. Da tun sich zahlreiche psychologische, ethische und auch rechtliche Fragen auf. Mich erschreckt, dass so viele Leute überhaupt Interesse daran haben. Ich bin sehr fest davon überzeugt, dass das keine gute Praxis ist.

Weil man die Endlichkeit dadurch leugnet?

Genau. Sie macht es den Angehörigen schwer, richtig Abschied zu nehmen und zu verarbeiten, dass eine Person tot ist, um dann das eigene Leben auf dieser Basis weiterzuleben und neu auszurichten. Hier wäre zum Beispiel eine Aufgabe von Theologie, darauf hinzuweisen: Leute, macht das nicht, das tut euch und eurer Seele nicht gut, den Verstorbenen so im Leben zu behalten. Mich erinnert das immer ein bisschen an die gruseligen Figuren aus Stephen Kings „Friedhof der Kuscheltiere“. Für uns Christen besteht eine der ganz zentralen Aufgaben darin, dass

wir uns einüben in unsere Endlichkeit und das auch akzeptieren.

Was kann ein menschlicher Seelsorger besser als eine KI, gerade wenn es um Krisen oder Trauer geht?

Mir leuchtet ein, dass Menschen es hilfreich finden, sich mit einem bestimmten Problem an einen Chatbot zu wenden, der dann konkrete Ratschläge gibt. Mir

fällt die Decke auf den Kopf und der Chatbot sagt mir: Geh mal joggen. Ich kann mir vorstellen, dass es bei gut trainierten KI-Systemen auch relativ anspruchsvolle Hilfsangebote geben kann auf dieser praktischen Ebene. Dafür bin ich offen.

Aber gerade bei der Seelsorge geht es ja oft darum, wie Menschen mit Krisen umgehen; dass Menschen etwas erlebt haben, das ihnen zu schaffen macht. Und dann bedeutet Seelsorge eben nicht immer, praktische Hilfsangebote zu machen. Zum großen Teil lebt die Seelsorge davon, dass man einfach präsent ist, dass man da ist, die andere Person in ihrer Leidenssituation wahrnimmt und mit ihr Gegenwart teilt. Das ist etwas, was ein Chatbot niemals kann, weil er eben keine Person ist. Ein Chatbot ist nur eine stochastisch arbeitende Maschine, die durch Wahrscheinlichkeitsgeneratoren erzeugte Sätze ausspuckt. Chatbots können nie einfach für einen da sein.

Wie schätzen Sie das Potenzial von KI für die gottesdienstliche Praxis ein? Könnten Pfarrer-Roboter vollmächtig predigen oder einen wirksamen Segen spenden?

Hier würde ich unterscheiden, ob die KI zum Beispiel genutzt wird, um entsprechende Textgrundlagen zu entwerfen, oder ob da ein Roboter spricht. Für mich gehört zu einem wirkungsvollen Segen immer dazu, dass mir ein personales Gegenüber diesen Segen zuspricht. Wenn eine Maschine mir irgendeinen Segensvers vorliest, fände ich dadurch keine Erbauung. Anders ist es bei der Frage, ob eine KI gut genutzt werden kann, um Predigten zu verfassen. Ich habe das auch selbst schon genutzt.

Erzählen Sie!



ZUR PERSON

Dr. Constantin Plaul ist Professor und Lehrstuhlinhaber für Systematische Theologie an der Universität Regensburg. Er forscht unter anderem zu Medienethik und Kommunikation im digitalen Zeitalter. In diesem Jahr hat er zusammen mit der Theologieprofessorin Christina Costanza von der Humboldt-Universität Berlin den Podcast „Bytes und Geist – Menschsein in der digitalen Gesellschaft“ produziert. Gemeinsam geben sie den Band „Digitaler Humanismus in theologischer und philosophischer Perspektive“ heraus, der in diesem Jahr bei Mohr Siebeck erscheint.

Ich habe eingegeben, worum es gehen soll und welche Bibelstelle passend wäre. Was da herauskam, war wirklich hilfreich. Ich habe dann noch etwas nachjustiert und dem Programm gesagt, dass es den einen Aspekt weglassen und einen anderen stärker hervorheben soll. Das habe ich einige Male wiederholt und dann hat mir ChatGPT irgendwann einen Aufriss für eine Predigt gegeben und mir angeboten, das in einen Text zu überführen. Ich habe dieses Angebot nicht angenommen und ich werde die Predigt am Ende auch selbst schreiben. Aber ich war verblüfft, wie gut das war.

Das Ergebnis der KI kann mitunter besser sein als manche Predigt eines Pfarrers oder einer Pfarrerin, die keine Zeit zum Vorbereiten hatten. Man muss nur immer mitdenken, dass die Maschine nicht deswegen besser ist, weil sie besser predigt, sondern weil sie einen riesigen Textfun-

klus hat, der von Menschen geschaffen ist und aus dem die Maschine anhand von Wahrscheinlichkeiten und Mustern etwas herauszieht. In der Digialethik ist deshalb bei solcher generativen KI vom „stochastischen Papagei“ die Rede.

Wie blicken Sie auf die Rolle, die KI in der Zukunft spielen wird: Wird sie vor allem unser Leben erleichtern oder wird eine Super-KI die Menschheit auslöschen und den Weltuntergang herbeiführen?

Ich persönlich habe keine Angst davor, dass die KI irgendwie zum Leben erwacht und ein eigenständiger Akteur wird, der Rache an uns Menschen nimmt oder uns vernichten will, weil er so superschlau ist. Die Erwartung, dass eine solche starke KI in absehbarer Zeit entwickelt wird, teile ich überhaupt nicht. Aber was mich besorgt, ist die Frage, welche Konsequenzen es haben kann, dass in Zukunft immer

mehr Prozesse und Praktiken in unserer Gesellschaft und Kultur an KI-Programme delegiert werden. Alles das, was wir vorher besprochen haben, und noch weit darüber hinaus; der Börsenhandel wird irgendwann nur noch von der KI gemacht, militärische Geräte werden von KI autonom gesteuert, der Straßenverkehr wird delegiert werden an Maschinen und so weiter. Da können massive Probleme entstehen, wenn man sich klar macht, wie intransparent und unsicher künstliche Intelligenz zum Teil immer noch ist.

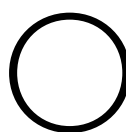
Ein großes Problem ist auch die Frage, wer am Ende die Verantwortung trägt, wenn aufgrund von KI Schäden entstehen. Was die Nutzer-Perspektive angeht, wäre mein Ideal für die Zukunft, dass wir es schaffen, auf eine selbstbestimmte, kritische Weise mit KI umzugehen und auch beurteilen zu können, wo sie wirklich hilft und wo nicht.

Vielen Dank für das Gespräch! |

Wie objektiv sind Journalisten?

Journalisten sollen objektiv berichten. Doch was genau ist damit gemeint? Und wo stößt dieser Anspruch an Grenzen?

Jonathan Steinert

bjektiv berichten – das ist ein Anspruch, den Journalisten an sich selbst haben, und auch das Publikum erwartet das. Doch was genau heißt das eigentlich: objektiv? Am einfachsten ist es vielleicht, es mit dem Gegenteil zu beschreiben: nicht subjektiv. Journalisten sollen in der Nachrichten-Berichterstattung ihre persönlichen Ansichten und Urteile ausblenden. Sie sollen unvoreingenommen an ein Thema herangehen und ergebnisoffen recherchieren, nichts gut oder schlecht heißen und verschiedene Perspektiven auf ein Problem gleichermaßen würdigen.

Ein hoher Anspruch ist das. Und ein wichtiger. Denn so bekommen die Zuschauer, Zuhörer und Leser eine verlässliche Grundlage, auf der sie sich eine Meinung bilden und ein Bild von der Welt machen können.

Allerdings: Absolute Objektivität ist ein Ideal, an das sich Journalisten bestenfalls annähern können. Das hat verschiedene Gründe. Zuerst sind Journalisten natürlich auch Menschen. Sie wissen bestimmte Dinge, andere nicht; sie haben eigene Überzeugungen und Werte, die auch ihren Blick auf die Welt prägen. Das sollten professionelle Journalisten sich zumindest bewusst machen und es bei der Berichterstattung so weit wie möglich in den Hin-

tergrund stellen. Aber befreien kann sich davon niemand. Das führt zum zweiten Punkt, der mit der Arbeitsweise von Journalisten zu tun hat: Journalisten müssen Informationen auswählen und gewichten, um einen Beitrag zu verfassen: Worüber berichte ich? Wie steige ich in den Beitrag ein? Welche Hintergrundinformationen liefere ich? Wen lasse ich zu Wort kommen? Welche Worte und Formulierungen benutze ich? In welcher Reihenfolge präsentiere ich die Informationen? An

fluss darauf. Jede notwendige Entscheidung macht einen Beitrag weniger objektiv, weil es einen Unterschied macht, ob ein Beitrag groß auf der Titelseite einer Zeitung steht oder nur als Kurzmeldung unter „Vermischtes“ läuft. Und es macht einen Unterschied, welche Person im Mittelpunkt eines Beitrags steht: ein Grenzpolizist oder ein Flüchtling.

Jeder Beitrag braucht einen Fokus und muss das Thema verständlich und anschaulich vermitteln. Zwangsweise fallen

„In den meisten Fällen müssen Journalisten abwägen und Entscheidungen treffen – die prinzipiell auch anders ausfallen können.“

welcher Stelle in einer Zeitung oder in einer Sendung kommt der Beitrag? Wie umfangreich darf er sein? In den meisten Fällen müssen Journalisten also abwägen und Entscheidungen treffen – die prinzipiell auch anders ausfallen können. Dabei spielen in erster Linie handwerkliche Kriterien eine Rolle. Aber die Person des Journalisten selbst hat ebenso einen Ein-

dabei andere Aspekte unter den Tisch, die aber auch dazu gehören könnten. Das lässt sich vergleichen mit einem Gemälde oder einem Foto von einer bestimmten Szenerie, nehmen wir das Brandenburger Tor. Jedes Bild hat eine bestimmte Perspektive, das ist ein physikalischer Grundsatz. Diese Perspektive verändert sich, je nachdem, von wo aus ich das Bild aufnehme:

von vorn, von hinten, seitlich, von einer höheren Position oder vom Platz direkt davor. Je nachdem, was ich zeigen möchte, wähle ich eine bestimmte Perspektive, damit dieser Aspekt deutlich wird. Auch den Ausschnitt muss ich festlegen. Ich kann das Tor mit den angrenzenden Gebäuden abbilden oder nur die Säulen oder die Quadriga-Skulptur oben drauf. Damit kommen andere Dinge nicht ins Bild. Kein Bild ist also wirklich objektiv, weil es eine bestimmte Perspektive hat, für die sich der Urheber des Bildes entscheiden muss. Journalismus ist in diesem Sinne kein objektives Spiegelbild der Realität, sondern er zeichnet eher ein Bild davon.

Wahr und ausgewogen

Im Journalismus ist es teilweise auch erlaubt und sogar erwünscht, subjektiv zu sein. In einem Kommentar formuliert ein Journalist ganz ausdrücklich seine persönliche Meinung. Bei Reportagen und Porträts geht es darum, dass ein Journalist beobachtet und beschreibt, was er wahrnimmt. Das ist hochgradig subjektiv.

Vielleicht eignet sich der Begriff „objektiv“ nur bedingt, um zu beschreiben, was Journalismus leisten soll. „Unparteiisch“ oder „neutral“ trifft es besser. Aber auch hierbei kann es zu Schwierigkeiten kommen. Kann man neutral und unparteiisch über Terroranschläge oder Verbrechen berichten? Sollte ein christliches Magazin neutral und unparteiisch über Abtreibung schreiben? Werte, die einer Redaktion aber auch dem Journalisten persönlich wichtig sind, sind ebenso Leitplanken, die darüber mitbestimmen, welchen Akzent ein Beitrag setzt.

Um noch einmal auf das Bild von Journalismus als Gemälde zurückzukommen, könnten zwei andere Maßstäbe weiterhelfen. Das Bild sollte in erster Linie der Wahrheit entsprechen. Keine Fälschung, keine erfundenen Details oder retuschierte Schatten. Zum anderen sollte das Bild differenziert und ausgewogen sein, verschiedene Elemente, Formen und Farben deutlich machen – und so ausgerichtet, dass der Horizont gerade ist. |

Wird das ein objektives Bild vom Brandenburger Tor? Es ist nur ein Ausschnitt der Wirklichkeit.



Was erwarten Sie von Journalisten? Welche guten oder weniger guten Erfahrungen haben Sie gemacht? Schreiben Sie uns gern: leserbriefe@pro-medienmagazin.de

Gott schuf den
Menschen als sein
Ebenbild und gab ihm
Verantwortung

DEINE SPRACHE VERRÄT DICH

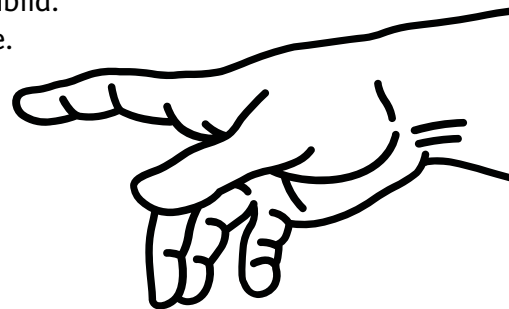
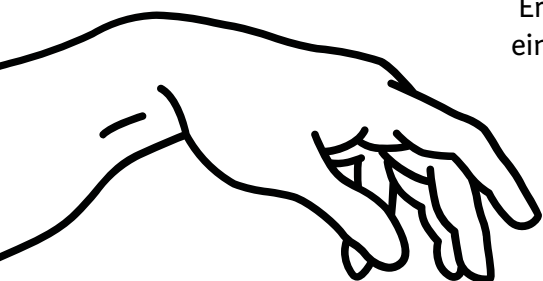
Der Verbraucher

Ein Verbraucher lebt auf Kosten endlicher Ressourcen.

Er verbraucht sie. So zutreffend die Bezeichnung
einerseits ist, so einseitig gerät ihr Menschenbild.

Die Bibel eröffnet eine andere Perspektive.

Hanno Herzler



Wer einen Hund „Köter“ schimpft, definiert ihn über die Häufchen, die er hinterlässt. Und wer einen Menschen „Verbraucher“ nennt, definiert ihn über den Verlust, den er hervorruft. Als einen, der die Ressourcen in der Welt mindert. Das gilt ja mittlerweile vielen, die ökologisch denken, als die Kardinalsünde schlechthin.

Der Mensch: vor allem Verbraucher, Zersiedler, Zerstörer der Erde?

„Die Natur braucht uns nicht“ – eine essenzielle Erkenntnis, die uns Menschen demütig werden lässt. Das ist von Gott. Von Gott ist aber in erster Linie die Zusicherung, dass wir „sein Ebenbild“ sind. Seine Geschöpfe! Wir dürfen daher aufatmen – und uns für mindestens ebenso lebenswert halten wie die gesamte Natur.

Dass wir diese „verbrauchen“, indem wir leben, ist wohl eine Folge des Sündenfalls; „von Anbeginn der Schöpfung aber ist's nicht so gewesen“, sagt Jesus einmal. Da gab es nämlich von allem mehr als genug! Das Bestreben, möglichst wenig zu verbrauchen – einen möglichst „kleinen ökologischen Fußabdruck“ zu hinterlassen – ist selbstverständlich Teil der Verantwortung, Gottes Garten „zu bebauen und zu bewahren“ (1.Mose 2,15). Die westliche Wirtschaftstradition jedoch atmet bis heute den Ungeist von Aussagen wie: „Stillstand ist Rückschritt“ und „Bloß niemals mit dem Erreichten zufrieden sein!“. Diese weithin als ökonomische Standardlehre verwurzelte Wachstums- und Fortschrittsdoktrin hat uns an den Abgrund geführt. Dass dies eine sündige Struktur ist, wird heute selbst einer Gesellschaft, die an „Sünde“ höchstens bei Sahnecremetorten dachte, klar bewusst. Sich hierbei nicht „der Welt gleichzustellen“ (vgl. Römer 12,2) – das wäre ein bedeutendes Zeugnis. Wer Frieden in Gott gefunden hat, kann hin und wieder sagen: „Ich bin zufrieden!“,



Hanno Herzler, Jahrgang 1961, ist evangelischer Theologe und freischaffender Sprecher, Rhetoriktrainer und Autor. Unter der Rubrik „Deine Sprache verrät dich“ geht er ab jetzt regelmäßig den Tiefen und Untiefen von Sprache und Kommunikation auf den Grund.

„Ich habe genug!“ Lasst uns die Gesellschaft damit durchdringen wie Sauerteig den ganzen Teig!

Dem allein am Konsum orientierten Wirtschaftsdenken entspringt auch das Unwort vom „Verbraucher“. Das sind jene, die man immer neu beschicken muss mit Konsumgütern, durch deren „Vertrieb“ – auch so ein fragwürdiger Begriff, vertrieben wurden Adam und Eva aus dem Paradies! – man Geld verdienen kann. Verbraucher? „Nein“, halten wir dagegen, „wir sind Menschen! Königskinder! Von Gott geädelt und geliebt.“

Und ist es denn wirklich das letzte Wort, dass wir etwas „verbrauchen“? Nachhaltiges Wirtschaften schaut sich ein Prinzip ab, das die Natur längst kennt und das uns leben lässt: Wer atmet, „verbraucht“ die Luft nicht (nur), sondern schafft die Existenzgrundlage für die Pflanzen, die von der Photosynthese leben – und umgekehrt. Der Kreislauf des Wassers war ursprünglich gesund und eine Selbstverständlichkeit. Und am Ende gilt sogar: „Von Erde bist du genommen, zu Erde wirst du wieder werden“ (1.Mose 3,19). Bis dahin aber sei zuversichtlich, bleib fröhlich, iss und trink – und lebe dein Leben zur Ehre Gottes!

Bei uns im Westerwald gibt es freie Quellen. Regelmäßig zapfe ich dort kostenlos gesundes Trinkwasser. Und können Sie sich den Impuls vorstellen, der jedes Mal aufkommt, wenn ich alle Gefäße befüllt habe? Ich möchte das Wasser abstellen! Den Hahn zudrehen. Denn alles andere ist Verschwendung. Das haben wir tief in uns drin. Zum Glück. Einerseits. Dieses Wasser aber lässt sich nicht abstellen! Es muss auch gar nicht abgestellt werden. Es fließt frei und stetig und für alle, die da kommen und sich satt trinken möchten – das schönste Sinnbild für die Fülle bei Gott. Des- sen Lebenswasser sich nicht verbraucht, sondern „in uns zu einer Quelle wird, die ins ewige Leben quillt“ (Johannes 4,14). |

Der glücklichste Busfahrer rührt zu Tränen

**AUF
EIN
WORT**

Kurze Frage, ehrliche Antwort – auf ein Wort mit Christian Geinitz



Christian Geinitz

Christian Geinitz, 57, ist seit mehr als 25 Jahren Wirtschaftsjournalist bei der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ mit Stationen als Korrespondent in Mexiko, Peking und Wien. Seit 2020 berichtet er aus Berlin vor allem über Klima, Energie und Gesundheit.

Was macht Ihnen bei Ihrer Arbeit am meisten Freude?

Neugierig sein zu dürfen und dafür auch noch bezahlt zu werden.

Welchen Beruf hätten Sie, wenn Sie nichts mit Medien machen würden?

Gastwirt.

Worum ging es in Ihrem letzten Beitrag?

Rabengeier auf der Weltklimakonferenz in Brasilien.

Über welches Ereignis in der Vergangenheit hätten Sie gern berichtet?

Die Kanonade von Valmy.

Was war Ihre größte Panne?

Vor der Abschrift den Mitschnitt eines Ministerinterviews gelöscht zu haben.

An welche Ihrer Recherchen erinnern Sie sich am liebsten?

Glockenguss in der Gießerei Grassmayr in Innsbruck.

Welche Schlagzeile würden Sie gern noch veröffentlichen oder in einem anderen Medium lesen?

Elvis lebt tatsächlich.

Welche historische christliche Persönlichkeit würden Sie gern interviewen – und wozu?

Jürgen Klopp zur Frage, ob Beten beim Toreschießen hilft.

Welcher Medienbeitrag hat Sie zu Tränen gerührt?

Ein ehemaliger Häftling und Obdachloser hat sein Leben wieder in den Griff bekommen und wurde von Passagieren zum glücklichsten Busfahrer Londons gewählt.

Vervollständigen Sie den Satz: „Denk ich an deutsche Medien in der Nacht, ...“

„... haben sie vieles richtig gemacht.“

Was bedeutet Ihnen Vertrauen?

Dass Uber den schnellsten Weg findet.

Der wichtigste Ratschlag aus der Bibel?

1. Timotheus 5,23: „Trinke nicht mehr nur Wasser, sondern nimm ein wenig Wein dazu um des Magens willen.“

Wie lang halten Sie es ohne Nachrichten aus?

Beim Schlafen.

Wie lange können Sie Ihr Smartphone ignorieren?

Während der Akku leer ist.

Welche App öffnen Sie morgens als erstes?

Deutschlandfunk.

Würde Jesus Ihnen in den sozialen Medien folgen?

Nein, aber ich ihm.

Was empfehlen Sie zum Lesen/Hören/Sehen?

Lesen: Herbert Clyde Lewis, „Gentleman über Bord“.

Hören: Keith Jarrett, „The Köln Concert“.

Sehen: „Miss Undercover“ mit meiner Lieblingsschauspielerin Sandra Bullock

Mut zum Weglassen

Das Weglassen hat keine gute Lobby. Als Gesellschaft leben wir im Modus der Steigerung, wie der Soziologe Hartmut Rosa sagt: Wir suchen Lösungen eher darin, dass wir etwas hinzufügen, als etwas wegzulassen. Und doch liegt im Weglassen ein wichtiger und notwendiger Schritt, damit Neues entstehen kann.

Katharina Freudenberg

Platz für Neues: Manche Pflanzen müssen nach einer Weile aus dem Garten weichen, damit andere gedeihen können



Wann haben Sie zuletzt bewusst etwas weggelassen, abgesagt oder beendet, sodass Platz für Erholung oder etwas Neues entstanden ist? Vielleicht denken Sie dabei an einen Termin, eine Verpflichtung oder auch eine Gruppe. Überlegen Sie kurz für sich selbst.

Eine Person, die gründlich über diese Frage nachgedacht hat, ist Josef Zotter. Er ist der Gründer der Zotter-Schokolade. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass Kakao mit vielerlei Aromen verbunden wird und meist mit farbenfrohen Verpackungen geschmückt ist. Da gibt es neben Klassikern wie „Salzkaramell“ auch „Hibiskus und Minze“ oder „Felsenbirne auf Butterbrot“. Jedes Jahr entstehen in einem kreativen Prozess mit viel Herzblut neue Sorten. Mit der Zeit ist somit ein ganzer Berg von mehreren hundert unterschiedlichen Schokoladen entstanden. Es können aber nicht alle gleichzeitig produziert und verkauft werden. Es gehört daher zur Unternehmensphilosophie, dass regelmäßige Schoko-Kreationen aus dem Sortiment genommen werden, um Platz für neue zu schaffen. Die aussortierten Produkte werden aber nicht einfach im System gelöscht, sondern wertschätzend „beerdigt“. Tatsächlich gibt es sogar einen richtigen Schokoladen-Friedhof, an dem die alten Sorten ihren Platz finden.

Auch in mancher Kirchengemeinde haben sich über die Jahre viele wertvolle Formate und Traditionen angesammelt, seien es Angebote für bestimmte Generationen, diakonische Projekte, Gesprächs- und Gebetskreise, Musikgruppen oder besondere Gottesdienste. Jede einzelne hat ihren Wert und ihre Einzigartigkeit. Und doch sind es manchmal zu viele geworden. Sie beanspruchen jede für sich Zeit und Aufmerksamkeit. Da bleibt nicht viel Raum und Kraft für neue Ideen oder Projekte. An vielen Stellen zeigt sich, dass es die bewusste Entscheidung zum Beenden einer Sache braucht, damit ein neues Projekt wirklich gut laufen kann.

„Zur Gartenpflege gehört es, neben dem Düngen und Gießen auch manche Pflanzen zurückzuschneiden oder zu entfernen.“

Es gibt dafür sogar einen Fachbegriff: „Exnovation“. Damit meint ist „jede Idee oder Praxis [...], die entfernt oder angepasst werden muss, damit Raum für neue Innovation(en) eröffnet wird“, wie es Jonny Holbek und Harald Knudsen definieren. Im Wort „Exnovation“ steckt das Neue immer noch im Wortstamm. Es weist darauf hin, dass die Veranstaltung oder das Format, von dem man sich jetzt trennt, auch einmal neu gewesen ist. Es war eine wunderbare Sache für eine bestimmte Situation und Zeit.

Worauf verzichten?

Wie kann man nun aber die Entscheidung treffen, auf welches Format zukünftig in der Gemeinde verzichtet werden soll, um Raum für die neuen Ideen zu machen? Dafür gibt es viele hilfe-

che Methoden, die den Prozess begleiten können. Eine Methode ist, die Gemeinde mit einem Garten zu vergleichen. Er hat eine bestimmte Fläche und damit einen klaren Rahmen, zum Beispiel zehn mal zehn Meter. In diese Fläche passen nur eine bestimmte Anzahl von Pflanzen hinein. Damit sie gedeihen können, brauchen sie genügend Platz, Sonne und Nährstoffe. Der Garten muss regelmäßig gepflegt werden. Dazu gehört es, neben dem Düngen und Gießen auch manche Pflanzen zurückzuschneiden oder zu entfernen.

Um gut entscheiden zu können, wie die Gartenpflege erfolgen soll, ist folgende Frage grundlegend: Was soll in unserem Garten wachsen? Was für eine Art Garten stellen wir uns vor? Übertragen Sie diese Gedanken nun auf Ihre Gemeinde und besprechen Sie Ihre Vorstellungen mit anderen Gemeindegliedern oder im Kirchenvorstand. Wenn klarer ist, welche Art von Garten die Gemeinde sein möchte, fällt es auch leichter, sich die Fragen nach dem Weglassen zu stellen: Welche „Gemeindepflanzen“ müssen zurückgeschnitten, umgesetzt oder ausgepflanzt werden, damit wieder neue Fläche im Beet frei wird und der Garten – die Gemeinde – die Blüten hervorbringt, die sie sich wünscht?

Bewusst Abschied nehmen

Bei aller Einsicht in die Notwendigkeit, sich von einer bestimmten Schokolade oder einer bestimmten Gottesdienstform zu trennen, fällt der Schritt des Loslassens dennoch vielen Menschen schwer. Daher ist es gut und wichtig, diesen Abschied und Übergang nicht sang- und klanglos vorbeiziehen zu lassen, sondern ihn ganz bewusst zu gestalten. In dieser Hinsicht bietet die christliche Tradition einen großen Reichtum an Worten und Ritualen. So kann eine Gruppe, die sich zum letzten Mal trifft, beispielsweise eine Abschiedsandacht feiern und dabei nochmal die besonderen Höhepunkte und auch Schmerzliches aus der gemeinsamen Zeit zusammentragen. Dabei können auch Zeichenhandlungen wie das Anzünden einer Kerze oder das Ablegen einer Blume oder eines Steins diesem Schritt eine sprechende äußere Form geben. Manche Gruppen feiern ein Abschiedsfest mit einer Festrede, die vielleicht gemeinsam von allen Beteiligten vorbereitet wurde. Was auch immer für eine Gruppe passend erscheint – am Ende ist es hilfreich, den Blick in die Zukunft zu richten.

Am Anfang des Artikels haben Sie sich die Frage gestellt, was Sie in letzter Zeit bewusst weggelassen oder beendet haben. Nehmen Sie diese Frage doch auch mal in die nächste Gremiensitzung oder in den Vorbereitungskreis mit. Wenn diese Frage regelmäßig gestellt wird, dann kann sich daraus eine Kultur entwickeln, in der es leichter fällt, Dinge nicht nur zu beginnen, sondern auch leichteren Herzens wieder zu beenden. |



Dr. Katharina Freudenberg forscht zu Fragen der Kirchenentwicklung am Center for Empowerment Studies (CES) in Halle und begleitet Innovationsprojekte (Kirche Kunterbunt) in der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland.

„Willkommen, wer auch immer du bist“

Wer Christina Brudereck kennt, der denkt bei ihrem Namen an Gedichte, warmen Tee, Kaminfeuer und Klaviermusik. Seit Jahrzehnten will die Theopoetin, wie sie auch genannt wird, Menschen mit ihren Worten näher zu Gott bringen. Dabei ist sie manch frommen Christen zu feministisch – sie selbst würde wohl sagen, zu trotzig.

Anna Lutz

Das Wort „Kirubai“ ist Tamilisch und bedeutet „Gnade“. „Das ist unsere wichtigste Mitbewohnerin“, sagt Christina Brudereck, als sie PRO durch ihr Wohnhaus in Essen führt. Seit 27 Jahren lebt sie hier gemeinsam mit ihrem Ehemann Ben Seipel und zwölf Freunden inklusive deren Kindern. „Kirubai“, das ist der Name ihrer Kommunität. Eine christliche Lebensgemeinschaft auf drei Stockwerken. Hier wird vor allen Dingen zusammen gewohnt „wie in einer Familie“, sagt Brudereck und meint: Es wird gemeinsam gegessen und ein Haushalt geführt. Aber auch gebetet, gesungen – „und zwar manchmal vierstimmige Taizélieder vor dem Essen“ – und beherbergt. Ein Gästezimmer im Erdgeschoss steht allen offen, die es brauchen. Hier haben schon syrische Geflüchtete gelebt, oder ein Mann, der sterbenskrank war und sein letztes Weihnachtsfest in Gemeinschaft verbringen wollte.

„Willkommen, wer auch immer du bist, was auch immer du glaubst, wo auch immer du dich befindest auf deiner Lebens-

reise, wen auch immer du liebst“, sagen sie jeden Sonntag zur Begrüßung in ihrer Gemeinde mit dem Namen „e/motion“, die Brudereck mitgegründet hat und die dem CVJM angeschlossen ist. Dieses Willkommen ist für Brudereck auch so etwas wie ihr Lebensmotto.

Trotzkraft in der Coronazeit

Um dem Trubel einer solchen Gemeinschaft auch mal zu entkommen, haben Seipel und Brudereck sich eine kleine Kaffeecke im Büro eingerichtet. „Ich schäle jetzt eine Mandarine, dann kann ich beim Reden besser denken“, sagt sie, als sie Platz genommen hat, lacht, und greift zum Obst. Vor zwei Jahren hat sie einen Gedicht- und Kurzgeschichtenband veröffentlicht, der so etwas wie ein geschriebenes Kaminfeuer ist. Kurze Texte für die Adventszeit, über Gott, die Geburt Jesu und warum diese Zeit zum Feiern und Innehalten einlädt. Deshalb nennt Brudereck sie auch „Welt-

Christina Brudereck steht
gemeinsam mit Ehemann Ben
Seipel als Duo „2Flügel“ auf
der Bühne





jahresbestzeit“, der Titel des Buchs. Sie hat das Ganze gemeinsam mit ihrem Mann Ben Seipel als Bühnenversion aufgelegt, er spielt Klavier, sie trägt vor. Nicht nur mit diesem Programm sind sie als Duo „2Flügel“ unterwegs. Allein in der Passionszeit spielen sie zusammen 15 Konzerte, 80 sind es im Jahr. Unter demselben Namen haben sie auch einen eigenen Verlag ins Leben gerufen.

In der Corona-Zeit schrieb Brudereck ein Buch mit dem Titel „Trotzkraft“, viele kleine Texte über das Widerstehen in Zeiten der Schwere, über Zuversicht, wenn die Welt finster ist, sei es wegen Krankheit, Ausgangssperren oder globaler Krisen. Sie hat Romane wie „Café Mandelplatz“ oder „Die Teetrinkerin“ geschrieben, war Predigerin bei der Jugendevangelisation „Jesus House“, lässt sich bei ihrem Bühnenprogramm von ihrem Mann als „Feministin“ vorstellen, zitiert gerne und leidenschaftlich jüdische Denkerinnen, gendert und schreibt Gott mit Leerstelle. G_t also. Aus Respekt vor dem Allmächtigen. Sie ist pietistisch aufgewachsen, als evangelikal würde sie sich nicht bezeichnen. Im Novem-

ber wurde sie für ihr Lebenswerk mit dem ökumenischen Predigtpreis ausgezeichnet. Wer ist Christina Brudereck, die gemütlich und trotzig, fromm und frei, laut und leise zugleich ist?

Vater Pfarrer, Mutter „Meisterin des Kirchenjahres“

Brudereck wächst Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre im Sauerland auf. CVJM und Kindergottesdienste sind Teil ihres Alltags, denn ihr Vater ist Pfarrer der dortigen Landeskirche. Nicht nur die Wochenenden, auch die Festtage stehen voll im Zeichen des Berufs. Eines Heiligabends, Brudereck ist gerade zwölf Jahre alt, kommt ein Obdachloser in die Kirche. Er nimmt in der Presbyterbank Platz, doch die Christen lassen ihn gewähren. Als der Gottesdienst zu Ende ist und die Familien sich aufmachen zu Gans und Klößen, bleibt er sitzen. Bruderecks Vater spricht den Mann an: „Kommen Sie mit zu uns“, lädt er ihn ein. „Ich weiß noch, wie

ich als Kind dachte: Jetzt ist es aber mal gut. Wenigstens an Heiligabend“, erinnert sich die heute 57-jährige und sagt das damals auch so ihrem Vater. Er entgegnet: „Christina, was habe ich denn gerade gepredigt?“ Der Obdachlose übernachtet im Gästezimmer des Gemeindehauses.

Brudereck spielt als Jugendliche Gitarre, wird Klassensprecherin, „natürlich, weil ich früh gelernt habe, vorne Geschichten zu erzählen“, sagt sie mit Bezug zu Kinderstunden und kirchlichen Aktivitäten. Als sie 16 Jahre alt ist, schenkt ihre damalige Religionslehrerin ihr ein Buch der Theologin Dorothee Sölle. „Lieben und Arbeiten“ verändert ihr Leben. „Gott, die in Wehen Liegende, das habe ich nie wieder vergessen“, erinnert sich Brudereck an ein Zitat aus dem Buch. Denn in ihrer Familie sind die Rollen klar getrennt. Die Mutter kümmert sich um das Zuhause, der Vater predigt.

Als sie ihren Vater nach mehr Büchern von Sölle fragt, gibt er ihr die Titel „Atheistisch glauben“ und „Stellvertretung“. Sie gibt sie ihm zurück mit den Worten: „Die haben mir sehr gefallen.“ Er sagt: „Mir haben sie nicht so gut gefallen, du darfst sie behalten.“ Er verbietet nicht, er würdigt nicht herab, er lässt das Geschriebene stehen und dem Kind die Freiheit, Gott selbst zu entdecken. „Er hätte auch sagen können: Lies was Ordentliches“, sagt Brudereck. Obwohl ihr Vater manchmal streng, traditionell und durchaus konservativ gewesen sei, „hat er mir nie Angst gemacht, er war nie moralisch. Er hat nie mit Gott gedroht. Und er hat mir die Bücher lieb gemacht.“ Das ist heute auch ihrem Büro anzusehen. An allen Wänden ragen volle Regale vom Boden bis zur Decke. Mehrere Male im Gespräch steht sie auf, sucht kurz, und zieht ein thematisch passendes Buch aus dem Regal. Egal ob Dorothee Sölle oder die jüdische Autorin Mirna Funk, sogar Bücher von ihr selbst, der Stapel des zu Lesenden wächst mit jedem Thema des Interviews.

„Güte“, ist das erste Wort, das ihr zu ihrer Mutter in den Sinn kommt. Und dann: „Sie war eine Meisterin des Kirchenjahres.“ So verschwinden etwa in der Karzeit alle Blumen aus dem Haus, Dornengewächse zieren die Tische und Fenster. Am Karsamstag änderte sich wieder alles. Hyazinthen, Tulpen, Osterglocken, das Haus erblüht in allen Farben. „Da spürst du, das Leben hat gewonnen. Das hat meine Mutter gepredigt auf ihre Weise.“ Brudereck erlebt den Glauben als Kind durch die Worte des Vaters, die Bücher und die Schönheit der Bräuche. Doch schon damals stellt sie sich die Frage: „Wie übersetzen wir das ins Heute, für Menschen, die schlechte oder keine Glaubenserfahrungen gemacht haben? Für die, die Gott suchen?“

Ein Baby im Müll

Nach dem Abitur zieht Brudereck aus dem Elternhaus aus, macht ein freiwilliges soziales Jahr im nahe gelegenen Wuppertal, feiert Weihnachten nun selbst mit Obdachlosen anstatt in der heimischen Kirche. Dann verbringt sie einige Wochen in Soweto, lebt als Weiße in einem schwarzen Township, erlebt das erste Mal, was es bedeutet, anders zu sein, und sieht das erste Mal in ihrem Leben echtes Leid, Hunger, Armut, Krankheit. Ihr Glaube ist davon tief erschüttert. Wenn nicht alle Kinder von Gott behütet sind, warum bin ich es dann? Will ich dann überhaupt von ihm behütet sein? Fragen wie diese lassen sie nicht mehr los. Ohne Gott zu leben, das kann sie sich nicht vorstellen. Aber ihre christliche Überzeu-

ZUR PERSON

Christina Brudereck ist Predigerin und Autorin. Außerdem ist sie mit ihrem Ehemann Ben Seipel als Duo „2Flügel“ unterwegs, er spielt Klavier und sie trägt Texte vor. 80 Konzerte spielen die beiden im Jahr und veröffentlichen im „2Flügel-Verlag“ außerdem Bruderecks Bücher, etwa „Café Mandelplatz“ oder „Trotzkraft“. Zuletzt erhielt die 57-Jährige den ökumenischen Predigtpreis für ihr Lebenswerk.

gung trägt sie künftig weniger vollmundig vor. Wird stiller. Überdenkt vieles mehr. Brudereck beschließt, ihren Fragen und ihrem Ringen mit Gott ein ganzes Studium zu widmen. Theologie soll es sein. Auch angetrieben durch die Frage nach dem Leid. Noch während ihres Theologiestudiums verbringt Brudereck ein weiteres Jahr in Südafrika. Wieder wird sie erschüttert. An einem Tag findet sie auf dem Weg zum Gottesdienst ein totes Baby im Müll. „Es war nicht weggeworfen worden, eher in Ruhe abgelegt, zwischen Plastikverpackungen und Essensresten.“ Wenn sie in den Jahren danach als Predigerin in Gemeinden oder auf Bühnen steht, dann sieht sie oft das tote Kind im Müll vor sich. „Als würde es in der ersten Reihe sitzen und mich anschauen. Jedes meiner Worte muss dieses Kind mit einbeziehen“, sagt sie.

In Johannesburg arbeitet sie in einem Frauenprojekt und lernt ganz neu die Kraft von biblischen Geschichten kennen. Frisch im Projekt bereitet sie einen Informationsnachmittag zu sexueller Gewalt vor. Mehrere Expertinnen sind vor Ort, viele einheimische Frauen kommen. Eine Juristin klärt über Fakten auf, eine Gynäkologin erklärt Details. Doch Brudereck sieht die Ablehnung der Gäste. Alle Zuhörerinnen sitzen mit verschränkten Armen da.



Den Frauen fehlt der Zugang. Sie können auch kulturell bedingt nicht über das schambehaftete Thema sprechen. Da tritt Brudereck auf die Bühne und liest eine Bibelgeschichte vor. Die Vergewaltigung einer Nebenfrau aus dem Buch der Richter. „Was denkt ihr darüber?“, fragt sie. Eine alte schwarze Frau meldet sich: „Wenn’s in der Heiligen Schrift steht, werden wir wohl darüber reden können“, sagt sie und beginnt damit das Gruppengespräch. Die biblischen Impulse werden von diesem Tag an zum festen Bestandteil der Thementage.

Provokante Positionen

Jener Tag in Afrika, die Bücher und Predigten des Vaters, die Kreativität der Mutter, all das macht aus Christina Brudereck die Geschichtenerzählerin von heute. Und schon damals weiß sie: Geschichten über Gott sollen ihr Beruf werden. Auch wenn sich ihr Gottesbild im Laufe ihres Lebens verändert: „Gott war für mich als Kind einfach der Schöpfer einer großen, bunten Welt. Dann wurde Gott mütterlicher. Gott ist nicht nur weiß und ein Mann, Gott ist auch eine schwarze große Schwester.“

Nach ihrem Theologieabschluss vergibt die Westfälische Kirche nur 15 Vikariatsplätze. Brudereck landet nach einem Assessment-center an Stelle 17. „Ich habe es schriftlich von meiner Kirche, dass sie mich nicht gebrauchen kann“, sagt sie und kann heute, nach all den veröffentlichten Büchern, den Konzerttourneen und den vielen Predigten, die sie gehalten hat, darüber lachen. Weil sie damals schon zu Evangelisationen und Kirchenevents als Sprecherin eingeladen wird, macht sie sich kurzerhand als Predigerin selbständig. Der Evangelist und konservative Evangelikale Ulrich Parzany lobt sie als Predigerin bei „Jesus House“ ausdrücklich, die Jugendlichen hingen an ihren Lippen, so sagt er damals.

„Gott war für mich als Kind einfach der Schöpfer einer großen, bunten Welt. Dann wurde Gott mütterlicher. Gott ist nicht nur weiß und ein Mann, Gott ist auch eine schwarze große Schwester.“

Als Brudereck im Jahr 2016 öffentlich davon spricht, dass Gottes Gnade so groß sei, dass sie sogar die Hölle „leer lieben“ könne, widerspricht Parzany öffentlich. Auch, dass Brudereck statt von Gästen von Gästinnen spricht, dass sie sagt, sie fühle sich in ihrer Kirche häufig nicht angesprochen, weil deren „Sprache einseitig Cis-männlich“ sei, ihr weibliches Gottesbild, das alles mag so manchen Konservativen auf die Palme bringen. „Die Evangelikalen und ich haben Berührungspunkte“, sagt sie versöhnlich. Manchen sei sie zu liberal, manchen zu feministisch, mit einigen könne sie wohl kaum ein gemeinsames Glaubensbekenntnis schreiben. Und doch ist sie bemüht, kein schlechtes Wort zu verlieren über Männer wie Parzany. „Ich versuche, nicht nur den Menschen, sondern seine ganze Geschichte zu sehen“, sagt sie. So wie ihr Vater damals bei dem Obdachlosen in seiner Kirche. Oder bei den Frauen in Afrika.

Sie selbst sieht sich auch Jahre nach ihren Auftritten bei „Jesus House“ als Evangelistin. Es sei ihr tiefer Wunsch, „dass Menschen neugierig werden auf Gott. Dass sie umdenken, umkehren, sich von Gott berühren lassen“. Auch ohne Bekehrungsauftrag am Ende des Programms. „Die Frommen sind nicht meine Zielgruppe“, fügt sie hinzu. Bei ihnen beobachtet sie eine Angst nach dem Motto: „Das wahre Evangelium wird ja nicht mehr gesagt.“ Stattdessen wünscht sie sich Vertrauen: „Lass mich das mal auf meine Weise machen.“ Provoziert sie gern? Darüber muss Brudereck nachdenken. „Nein“, sagt sie. Manchmal sei sie selbst überrascht darüber, welche ihrer Worte am Ende Schlagzeilen machten. „Meine Haltung ist eher: Ich nehme das in Kauf. Ich bin wirklich gar kein aufgeregter Mensch.“ Das glaubt man ihr gerne, wie sie dort sitzt, zwischen Büchern, auf dem Tisch Mandarinenschalen und eine Tasse Tee. Es fehlt nur das Kaminfeuer. |

Das leichte Wort Gottes

Für Menschen, die geistig beeinträchtigt sind, kann es schwer sein, biblische Texte zu verstehen. Damit sie einen besseren Zugang dazu bekommen, übersetzen zahlreiche Ehrenamtliche die Bibel in Leichte Sprache.

Jörn Schumacher

Die Bibelstelle von der Fußwaschung Jesu (Johannes 13,1–15) liest sich in Leichter Sprache so: „Als Jesus lebte, feierten die Menschen manchmal ein Fest. Bei dem Fest dankten die Menschen Gott. Weil Gott immer gut ist. Ein solches Dankfest heißt Pascha-fest. (...) Damals mussten sich die Menschen oft die Füße waschen. Weil die Menschen keine Strümpfe hatten. Und keine festen Schuhe. Die Menschen gingen barfuß. Oder in Sandalen. Die Menschen mussten die Füße nicht selber waschen. Dafür gab es extra einen Diener. Der Diener musste die Füße waschen.“

Der Luthertext holt hier inhaltlich weiter aus. Eines wird klar: Der Bibeltext in Leichter Sprache ist nicht unbedingt kürzer als das Original. Aber er formuliert um, setzt andere Akzente, erklärt Dinge, die Menschen mit Behinderungen nicht sofort einleuchten, weil unbekannte Sachverhalte beschrieben werden.

Leichte Sprache ist eine Varietät des Deutschen, die ursprünglich entwickelt wurde, um Menschen mit einer geistigen Beeinträchtigung die Teilhabe am öffentlichen Leben zu ermöglichen. Inzwischen wird diese Sprachform jedoch auch überall dort verwendet, wo die Adressaten geringe Deutschkenntnisse oder Schwierigkeiten mit dem Lese- oder Hörverstehen haben.

Seit dem 1. Mai 2002 gilt das Behinderten-Gleichstellungs-Gesetz, demzufolge alle Ämter eine Pflicht zur Barrierefreiheit haben, sie müssen auf Nachfrage Informationen auch in Leichter Sprache anbieten. Wie steht es da um die Kirchen, die ja die wichtigste Botschaft der Welt an alle Menschen vermitteln sollen? Seit Kurzem tut sich hier sehr viel. Immer mehr Bibeltexte werden in Leichte Sprache übersetzt, und zwar meistens von Ehrenamtlichen. Die „Bibel in Leichter Sprache“ etwa ist ein Projekt des Katholischen Bibelwerks, das vor drei Jahren begann. Neben den seit 2013 vorhandenen Sonntagsevangelien in Leichter Sprache könnten Menschen mit kognitiven Einschränkungen ihren Glauben jetzt auch durch alttestamentliche Texte vertiefen, an Liturgie, Gesprächskreisen und an der persönlichen Lektüre der Hei-

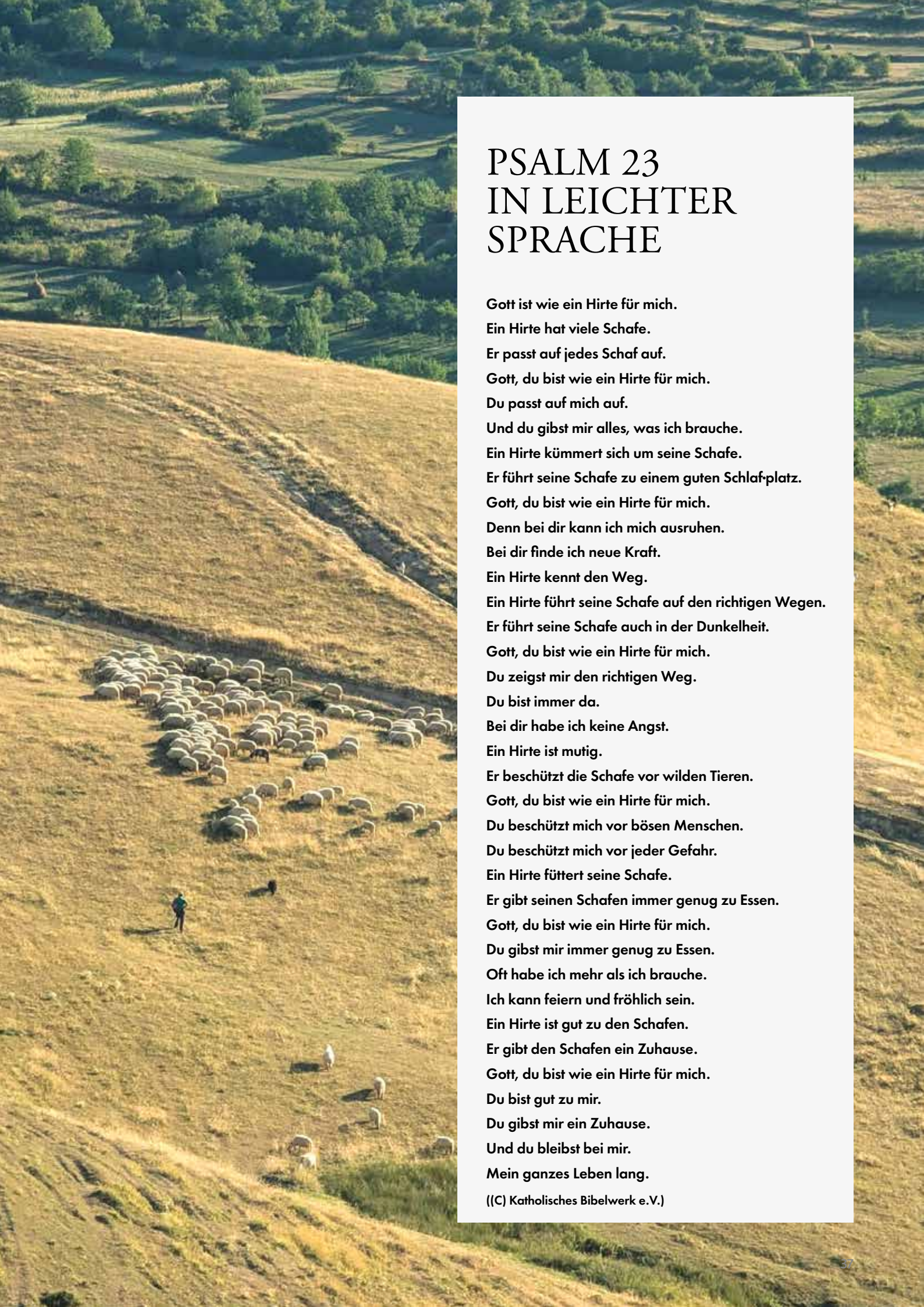
ligen Schrift teilhaben, sagt Katrin Brockmöller, Direktorin des Katholischen Bibelwerks. Auf der Website bibel-leichte-sprache.de werden die Texte nach und nach veröffentlicht, aber auch als gedrucktes Buch sind bereits viele Abschnitte in Leichter Sprache erschienen.

Die Deutsche Bibelgesellschaft hat die „Einfach Bibel“ auf dem Kirchentag 2025 vorgestellt. Sie enthält 180 Bibeltexte, die allerdings für Jugendliche ab zwölf Jahren gedacht sind. Die Texte basieren auf der „BasisBibel“, der „Bibel in Leichter Sprache“ sowie Nacherzählungen von Hellmut Haug aus dem „Bibelbilderbuch“ (mit Illustrationen von Kees de Kort). Auch die Schriftart („Grace“) ist speziell dazu gedacht, einen barrierefreien Lesezugang zu ermöglichen, teilt die Deutsche Bibelgesellschaft mit. Auch bei diesem Buch hat die Evangelische Kirche unter anderem auf die Expertise der katholischen Kollegen zurückgegriffen.

„In der inklusiven Arbeit mit jungen Menschen in Schule und Kirche fehlten geeignete Bibeln bisher“, sagt Michael Jahnke, Leiter des Bibelprogramms der Deutschen Bibelgesellschaft, gegenüber PRO. Oft sei mit Kinderbibeln gearbeitet worden, aber das sei ebenso unpassend gewesen wie die „Vollbibeln“. Jahnke lobt daher das Engagement des Katholischen Bibelwerks für Bibeltexte in Leichter Sprache als „bemerkenswert“. „Dieses Engagement hat wesentlich dazu beigetragen, dass Menschen einen leichten Zugang zu Bibeltexten finden, vor allem Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen, darüber hinaus aber auch alle Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen einen Bedarf an einem solchen Zugang haben“, sagte Jahnke.

Prüfgruppe testet Verständlichkeit

Die Theologin Sonja Hillebrand im Bischöflichen Offizialat Vechta hat bereits rund 100 Texte in Leichte Sprache übersetzt, zum größten Teil aus der Bibel. Sie schrieb ihre Dissertation über das Thema. Diese erschien vor kurzem unter dem Titel „Ist Gott grö-



PSALM 23 IN LEICHTER SPRACHE

Gott ist wie ein Hirte für mich.

Ein Hirte hat viele Schafe.

Er passt auf jedes Schaf auf.

Gott, du bist wie ein Hirte für mich.

Du passt auf mich auf.

Und du gibst mir alles, was ich brauche.

Ein Hirte kümmert sich um seine Schafe.

Er führt seine Schafe zu einem guten Schlafplatz.

Gott, du bist wie ein Hirte für mich.

Denn bei dir kann ich mich ausruhen.

Bei dir finde ich neue Kraft.

Ein Hirte kennt den Weg.

Ein Hirte führt seine Schafe auf den richtigen Wegen.

Er führt seine Schafe auch in der Dunkelheit.

Gott, du bist wie ein Hirte für mich.

Du zeigst mir den richtigen Weg.

Du bist immer da.

Bei dir habe ich keine Angst.

Ein Hirte ist mutig.

Er beschützt die Schafe vor wilden Tieren.

Gott, du bist wie ein Hirte für mich.

Du beschützt mich vor bösen Menschen.

Du beschützt mich vor jeder Gefahr.

Ein Hirte füttert seine Schafe.

Er gibt seinen Schafen immer genug zu Essen.

Gott, du bist wie ein Hirte für mich.

Du gibst mir immer genug zu Essen.

Oft habe ich mehr als ich brauche.

Ich kann feiern und fröhlich sein.

Ein Hirte ist gut zu den Schafen.

Er gibt den Schafen ein Zuhause.

Gott, du bist wie ein Hirte für mich.

Du bist gut zu mir.

Du gibst mir ein Zuhause.

Und du bleibst bei mir.

Mein ganzes Leben lang.

((C) Katholisches Bibelwerk e.V.)

ßer als der Himmel? Die Herausforderung einer Psalmenübersetzung in Leichte Sprache am Beispiel von Psalm 113“. Das Besondere an biblischen Texten sei, dass sie meistens keine narrativen oder rein informationstragenden Inhalte hätten, sondern eher poetischer Natur seien. „Ich darf bei Menschen mit Beeinträchtigung nicht davon ausgehen, dass sie Metaphern verstehen“, sagt die 44-Jährige gegenüber PRO. „Die Erfahrungen mit Gott werden in der Bibel oft in Bildern ausgedrückt, weil sie sonst gar nicht fassbar wären.“ Bei der Übersetzung in Leichte Sprache müsse der Übersetzer die Aussage des Textes herausfinden und dafür eigene Bilder finden, die die Zielgruppe versteht. Alle drei Wochen trifft sich Hillebrand mit einer Prüfgruppe, die die Texte auf ihre Tauglichkeit hin untersucht.

In Psalm 113 heißt es dann statt „Erhaben ist der HERR über alle Völker, über den Himmeln ist seine Herrlichkeit“ übersetzt: „Gott ist groß. Gott ist größer als die Erde. Gott ist größer als der Himmel. Niemand ist so groß wie Gott.“ Die Schwierigkeit, diesen Vers zu übersetzen, führte zum Titel von Hillebrands Buch. Die drei Prüfer hatten nämlich große Schwierigkeiten mit der Formulierung „Gott ist größer als der Himmel“, berichtet die Theologin. Sie wollten konkrete Größenangaben, um letztlich einen Vergleich mit Gott herstellen zu können.

Führt Leichte Sprache zu einer Verdummung der Gesellschaft insgesamt, wie manche Kritiker behaupten? Hillebrand erwidert: „Leichte Sprache soll ja nicht die deutsche Sprache ersetzen. Sie ist für diejenigen da, die sonst gar keinen Zugang zu den Texten hätten.“ Die Theologin berichtet: „Ein Pfarrer hat mir einmal gesagt, er lese bei seiner Predigtvorbereitung neben dem Bibeltext immer auch die Version in Leichter Sprache, weil hier bereits viel Interpretationsarbeit geleistet wurde und ihm neue Ideen für die Predigt kommen.“

„Zum ersten Mal etwas verstanden“

Der evangelische Pfarrer Wolf Clüver ist für Inklusive Gemeindegemeinschaft des Kirchenkreises Gladbach-Neuss zuständig. Er setzt Leichte Sprache regelmäßig in „Snoezelen-Andachten“ für Menschen mit Behinderung ein. „In diesen Andachten werden alle Sinne angesprochen; die Wortanteile sind hier sehr reduziert. Sie basieren auf Leichter Sprache.“ Auch er betont, dass die „Übersetzung“ in Leichte Sprache immer bereits Auslegung des Bibeltextes ist. Deswegen behält er sich vor, Texte in der Praxis abzuändern. Die Diakonische Stiftung Wittekindshof, eine Einrichtung für Menschen mit Behinderung in Bad Oeynhausen, hat ein eigenes „Büro für Leichte Sprache“ eingerichtet. Es übersetzt Websites, Broschüren und Geschäftspapiere und bietet Fortbildungen an. Diakon Klaus Wessel sagt gegenüber PRO, die Bibel in Leichter Sprache nutze er in Gottesdiensten, gemeinsam mit Bildern und Piktogrammen. „Wir haben den Eindruck, dass es die einzige Chance ist, auch komplizierte Zusammenhänge zu vermitteln.“ Die Theologin Anke Marholdt ergänzt: Leichte Sprache komme auch in Trauerbriefen zur Anwendung, wenn Bewohner verstorben sind. Sie nennt ein Beispiel: Das Wort „Krippe“ werde von vielen Menschen nicht so gut verstanden wie die Übersetzung „Kiste für Futter“. Ein Schlüsselerlebnis sei für sie auf dem Kirchentag 2011 gewesen. „Ein Gast an unserem Stand sagte, er habe Leichte Sprache im Gottesdienst gehört und da zum ersten Mal etwas verstanden.“ |



Sonja Hillebrand forscht dazu, wie sich Bibeltexte in Leichte Sprache übertragen lassen

LEICHTE SPRACHE

Auf Fremd- und Fachwörter verzichtet Leichte Sprache ebenso wie auf Ironie und Sarkasmus. Statt schwieriger syntaktischer Strukturen müssen kurze, klar strukturierte Sätze ohne Genitiv, Passiv oder Konjunktiv vorkommen. Äußerlich kommt Leichte Sprache meistens in großer Schrift daher, jeder Satz steht in einer neuen Zeile, es gibt keine Worttrennung am Zeilenende, komplexe Wörter sollten durch Bindestriche getrennt werden. Abkürzungen und Negation gibt es nicht.

Sonja Hillebrand selbst sieht unter anderem in den verbesserten Fähigkeiten der Künstlichen Intelligenz Potenzial, die biblische Botschaft auch Menschen mit geistiger Beeinträchtigung zugänglich zu machen. Die beiden populärsten Tools, die helfen, automatisiert Übersetzungen in Leichte Sprache anzufertigen, heißen „Summ AI“ und „capito digital“. Doch qualitativ seien diese Übersetzungen längst nicht so gut wie die Übersetzungsarbeit der vielen Mitarbeiter, die den tatsächlichen Kern eines Bibeltextes herausarbeiten.

► bibel-leichte-sprache.de



„Einfach Bibel“

Deutsche Bibelgesellschaft, 400 Seiten, 18 Euro



Sonja Hillebrand: „Ist Gott größer als der Himmel? Die Herausforderung einer Psalmenübersetzung in Leichte Sprache am Beispiel von Psalm 113“

V&R, 281 Seiten, 50 Euro

PRO

Leserbefragung

Wie gefällt Ihnen PRO? Was vermissen Sie? Was wollten Sie uns schon immer einmal sagen? Teilen Sie es uns in der PRO-Leserbefragung mit. Einfach online teilnehmen.

pro-medienmagazin.de/leserbefragung26



LESERSERVICE

Telefon (0 64 41) 5 66 77 77
info@pro-medienmagazin.de

► pro-medienmagazin.de

NACHBESTELLUNG

Telefon (0 64 41) 5 66 77 52
info@pro-medienmagazin.de

ANZEIGENBUCHUNG

Telefon (0 64 41) 5 66 77 67
layout@pro-medienmagazin.de

Impressum

HERAUSGEBER

Das christliche Medienmagazin PRO ist ein Arbeitsbereich der christlichen Medieninitiative pro e.V.
Charlotte-Bamberg-Straße 2
35578 Wetzlar

VORSITZENDER

Dr. Hartmut Spiesecke

GESCHÄFTSFÜHRER

Christoph Irion (V.i.S.d.P.)

Amtsgericht Wetzlar, VR1399

BÜRO WETZLAR

Charlotte-Bamberg-Straße 2
35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 5 66 77 00
Telefax (0 64 41) 5 66 77 33

BÜRO BERLIN

Alt-Moabit 92
10559 Berlin
Telefon (0 30) 2 09 15 79 20
Telefax (0 30) 2 09 15 79 29

REDAKTION

Martina Blatt,
Dr. Johannes Blöcher-Weil,
Swanhild Brenneke, Nicolai Franz
(Redaktionsleitung Digital), Anna
Lutz, Norbert Schäfer, Martin
Schlorke, Jonathan Steinert
(Redaktionsleitung Print)



SPENDENKONTO

PRO finanziert sich zum Großteil durch Ihre Spende.

Volksbank Mittelhessen eG
DE73 5139 0000 0040 9832 01
BIC VBMHDE5F

► pro-medienmagazin.de/spenden

LAYOUT

Laura Schade
DRUCK Bonifatius GmbH Druck
PRO und das Israelnetz Magazin werden auf Recyclingpapier produziert.

BEILAGE

Israelnetz Magazin

TITELBILD

Daniel Gutko

© Das christliche Medienmagazin PRO

OFFENE STELLE

Bürokräft für die Adressverwaltung in Teilzeit

Werden Sie Teil unseres Teams.

Wir suchen ab sofort eine engagierte und zuverlässige Bürokräft für unsere Adressverwaltung im Rahmen einer Halbtagsstelle für unseren Hauptstandort in Wetzlar.

MEDIENINITIATIVE.PRO/JOBS

info@medieninitiative.pro

+ 06441-5667700

Bewerben Sie sich hier:

Natürlich erwähnte Carl bei diesem Ausflug, dass er nun auch offiziell „auf dem Wasser laufen“ könne



KINDERGLAUBE

Kinder, seid ihr groß geworden!

Die Kinder werden älter – und lassen sich beim Abendgebet ablenken. Doch drauf verzichten wollen sie auf keinen Fall.

Gottes Wesen ist unveränderlich. Ich hätte nichts dagegen, wenn er diese Eigenschaft auch uns Menschen in manchen Bereichen mitgegeben hätte. Meinetwegen könnte die Zeit öfter mal stillstehen: Die Kinder blieben für immer Kinder. Alles bliebe, wie es ist. Doch leider ändert sich in unserem Leben ständig alles. Wir sind das Gegenteil von unveränderlich.

Elsa ist inzwischen 14 Jahre alt. Fritz 12, Carl 10, Hans 6. Sie werden größer, natürlich. Die Augen leuchten nicht mehr ganz so schnell. Sie setzen mehr und mehr ihre eigenen Prioritäten. Das ist bestimmt gut so. Aber manchmal auch anstrengend. Wenn wir uns vor einigen Jahren zum Abendgebet trafen, war das einfach so. Heute gibt es auch mal Augenrollen. Oder das typische, zähe: „Okay, okay ... Komme ja gleich ...“

Vor einiger Zeit wurde ich deshalb stinkig. Bei unserem Abendgebet ist es so, dass einer dem anderen zuhört. Wir sagen danke, beten für Freunde oder Klassenkameraden, beschweren uns auch mal, bringen Bitten vor Gott. Aber dieses Mal waren alle mit ihren Köpfen woanders. Ich sah aus dem Augenwinkel, wie sich zwei unserer geliebten Kinder (ich möchte sie nicht namentlich verpfeifen) genervte Blicke zuwarfen. Es wurde mal kurz etwas auf dem Handy gecheckt. Die Worte klangen eher nach auswendig gelerntem Ritual. Also wies ich die Kinder mit Bestimmtheit darauf hin (sie würden

sagen: Ich motzte), dass sie sich hier zu nichts verpflichtet fühlen müssen. Dass sie ab morgen selbst entscheiden dürfen, ob sie am Abendgebet teilnehmen wollen oder nicht. Ich war ganz zufrieden mit mir, dass ich sie zur eigenen Entscheidung ermutigt hatte, statt Vorschriften zu machen. Nie hatte ich gewollt, dass Gebet sich nach Pflicht anfühlt. Ich verließ das Zimmer und war gespannt, wie sich die Dinge entwickeln würden.

Gott macht aus Samen kräftige Pflanzen

Es dauerte etwa 60 Minuten. Da standen die beiden, die sich angesprochen gefühlt hatten, bei uns im Wohnzimmer. Sie bauten sich vor meiner Frau Sophie und mir auf: „Wir müssen reden!“ Das Duo hatte Kriegsrat gehalten und war zu dem Ergebnis gekommen, dass ich die Situation sehr wohl vermässelt hätte. Sie hatten mein „Entscheidet selbst!“ als Ausladung verstanden. Das passte ihnen gar nicht. Es hatte ihnen richtig weh getan. Wir führten ein langes Gespräch. Ich war überrascht, wie sehr sie es getroffen hatte, dass ich angenommen hatte, ihnen sei unser Gebet egal, nur weil sie mal nicht ganz bei der Sache waren. Keine Rede davon, dass ihnen diese kleine Zeit mit Gott lästig sei. Sie fanden den Gedanken ganz und gar absurd, künftig auch mal nicht Teil dieser Runde zu sein.

Selbstverständlich hat mich das gefreut. Mehr aber noch: Ich habe Gott spontan

gedankt. Es war wieder so ein Fall, den ich pädagogisch lösen wollte. Bei dem ich dachte, dass ich die Zügel in der Hand halten muss. Anstatt einfach ein bisschen mehr auf Gott zu vertrauen. Er macht aus Samen kräftige Pflanzen. Es ist wunderbar zu sehen, wie die Dinge wachsen. Ja, es verändert sich ständig alles. Allein wäre ich mit diesem Umstand heillos überfordert. Aber zum Glück sind wir behütet, können vertrauen und dürfen zusehen, wie unser Leben sich nicht nur verändert – sondern wächst und Früchte hervorbringt.

Übrigens: Um neuen Schwung in unseren abendlichen Gebetskreis zu bringen, lesen wir nun gemeinsam in der Bibel. Zum ersten Mal, nachdem wir jahrelang die Kinderbibel am Wickel hatten. Auch eine Veränderung. Aber so ein Matthäus-Evangelium kann durchaus die Aufmerksamkeit von Kindern fesseln. An Plot-Twists in der Geschichte von Jesus mangelt es nicht. |



Daniel Böcking, Jahrgang 1977, ist Journalist und Autor mehrerer Bücher über den christlichen Glauben. Zuletzt erschien von ihm „Lass mal reden“ (adeo). Bei „Bild“ kümmert er sich um die strategische Ansprache des Publikums. Mit seiner Frau und den vier Kindern lebt er bei Berlin.

 publicon
ONLINE
ODER
VOR ORT

Weiterbildung, die Sinn macht.

publicon ist deine Medienakademie. Immer mit Fokus auf Relevanz, Haltung und Wirkung. Für Profis, Ehrenamtliche und alle, die gestalten möchten.

Alles über Kommunikation und Medienarbeit
praxisnahe Seminare und Workshops
von Storytelling, Krisenkommunikation, Rhetorik bis KI

anmelden und mehr
publicon.org



Besser mit Jesus

Wenn zwei Menschen den gleichen Namen tragen, kann das schonmal zu Verwechslungen führen. Zum Beispiel, dass ein Fahrradhändler auf seine vermeintlichen Texte in PRO angesprochen wird, und der Journalist auf seine Grufti-Vergangenheit, die er nie hatte. Höchste Zeit für eine Begegnung unter Namensgleichen.

Jonathan Steinert

Dass Jonathan Steinert Fahrradmechaniker werden möchte, wusste er schon als Kind





Zwei mit dem gleichen Namen

Sie haben ja eine interessante Biografie mit Ihrer Grufti-Vergangenheit“, sagte einmal jemand zu mir. Ich wäre irritiert gewesen, wenn ich nicht aus Eitelkeit schon einmal meinen Namen gegoogelt hätte – gespannt darauf, was das Internet von mir zu berichten wüsste. Und in der Tat gab es da eine spannende Geschichte. Jonathan Steinert erzählte in einem Video davon, wie er in der Grufti-Szene aktiv war, sich dann zu Jesus bekehrte und nun anderen von seinem Glauben erzählte. Auch wenn man mit etwas gutem Willen eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit zwischen dem Typen in dem Video und mir sehen konnte – mit solchen Lebensveränderungen kann meine Biografie nicht aufwarten. Also musste es noch einen anderen Menschen geben, der den gleichen Namen hat wie ich. Und offenbar sind auch andere, die meinen Namen googelten, auf diesen Lebensbericht gestoßen und hielten es für meinen.

Jonathan Steinert erhielt einmal einen Anruf, ein Bekannter wollte mit ihm über seinen Text in der PRO sprechen. Er, der von keinem Text noch Magazin wusste, ahnte ebenfalls, dass sein Name mehrmals im Umlauf war. Beim „Kongress christlicher Führungskräfte“ kommt er zum PRO-Messestand und fragt mich: „Bist du Jonathan Steinert? Ich bin auch einer.“ Klar ist: Wir wollen mehr voneinander wissen. Also besuche ich ihn in seinem Fahrradladen „JC Bikes“ in Welzheim. Montags ist hier geschlossen, da ist Zeit für ein längeres Gespräch. Als ich die Tür zu seinem Zweirad-Laden öffne, fällt mein Blick zuerst auf einen Audi R8, einen Sportwagen mit hunderten Pferdestärken. Nicht das, was ich hier erwartet hätte. Aber wie fast alles, was außer E-Bikes, Gravelbikes, Kettcars, Kinderfahrrädern und anderen Gefährten und Zubehör in Jonathans Geschäft steht, hat auch dieses Auto eine Geschichte. Eine, die mit Wagnis und Gottvertrauen zu tun hat. In dem Fall ist der Kauf dieses Autos zu einer Wertanlage geworden, für die sich Jonathan von Gott bestätigt fühlte. Und außerdem sei es eine Gnade, in so einem Auto fahren zu dürfen,

Fotos: PRO/Jonathan Steinert

schwärmt er. Für Fahrzeuge aller Art begeistert er sich schon, seit er Kind ist.

Das Unternehmen ist seine Kirche

Jonathan kann viele solcher Geschichten erzählen, wie er vor anstehenden Entscheidungen betete, oft kaum Möglichkeiten sah, neue Schritte zu gehen – und wie Gott auf wunderbare Weise Wege öffnete, sie bestätigte und ihn versorgte. Dass er überhaupt in diesen Räumen sein Geschäft haben kann, ist genau so eine Geschichte. Diese Immobilie, die zuvor ein Küchenstudio beherbergte, stand zum Verkauf. Ein anderer Interessent hatte den Kauf bereits zugesagt. Innerhalb eines Tages muss Jonathan entscheiden, ob er sie haben möchte, obwohl er eigentlich nicht das nötige Geld dafür hatte. Doch dann spürt er den Heiligen Geist zu sich sprechen: „Siehst du es nicht, es ist alles vorbereitet.“ Er muss weinen, denn es ist die Antwort auf seine Gebet. Und er wagt den Kauf. Vier Jahre ist das jetzt her. Sein Unternehmen ist für ihn eine Kirche, es ist „Gottes Land“, wie er sagt. Hier kommt er auch mit Kunden und Kollegen ins Gespräch über seinen Glauben, über die Hoffnung, die im Leben trägt. Weil er es selbst erlebt.

Nicht zuletzt der Firmenname „JC Bikes“ bringt das zum Ausdruck – und dass der Laden so heißt, ist nicht zu übersehen. Jonathan trägt einen knallorangen Kapuzenpulli mit dem Logo breit auf der Brust, es gibt Werbe-Artikel wie Schlüsselanhänger oder Bierdeckel, diverse Flyer und Banner. Als ihn ein Kunde nach einer Jobrad-Beratung fragt, wofür „JC“ stehe, erklärt Jonathan: Das ist der, dem ich vertraue – Jesus Christus. Wobei es auch für „Jonathan und Christiane“, ihn und seine Frau, stehen könnte, aber das ist noch eine andere Geschichte. Bevor Jonathan hier als Zweiradmechanikermeister seinen Fahrradladen mit Reparaturwerkstatt eröffnete, hatte er sein Geschäft „Cars'n'Bikes“ an seinem Wohnort, wenige Minuten entfernt, das er immer noch betreibt. Am neuen Standort war er zunächst Lizenznehmer einer Franchise-Marke, was ihn wirtschaftlich aber sehr belastete. Er wusste, wenn die Insolvenz käme, wäre im schlimmsten Fall sein Besitz weg. Er bemühte sich intensiv darum, den Vertrag einvernehmlich zu beenden. Er betet: „Gott, in deinen Wegen ist Leben.“ Und tatsächlich gelingt es ihm, aus dem Franchise herauszukommen und sein Geschäft mit eigener Marke und Jesus im Namen fortzuführen. Wenige Wochen, nachdem er aus dem Lizenzvertrag ausgestiegen ist, sagt ihm seine Frau, dass sie mit dem dritten Kind schwanger ist. Dass Gott neues Leben schenkt, als Jonathan beruflich um die Existenz kämpft, ist für ihn ein Zeichen dafür, dass Gott auch zu seinem Unternehmen steht.

Neues Leben, neuer Name

Auch Jonathans Name ist ein Zeugnis dafür, was Gott in seinem Leben getan hat. Nicht nur, dass „Jonathan“ aus dem Hebräischen kommt und soviel bedeutet wie „Geschenk Gottes“. Steinert heißt Jonathan noch nicht immer. Es ist der Geburtsname seiner Frau, den er zur Hochzeit angenommen hat. Als ein äußeres Zeichen dafür, dass er ein neuer, ein anderer Mensch ist, als er zuvor war. Aufgewachsen ist Jonathan in einer christlichen Familie, geprägt von einer Pfingstgemeinde. Als Jugendlicher merkt er, dass der Glaube nicht sein Ding ist. Er will nicht in den Gottesdienst gehen,



wenn er weder Lust noch Interesse daran hat, will kein heuchlerisches Leben führen. Er rebelliert, sucht sich selbst und Antworten auf seine Fragen. Über die Metal-Musik kommt er mit der Gruzti-Szene in Kontakt und wird selbst zu einer „dunklen Person“. Im Kleiderschrank hat er bald nur noch schwarze Sachen, sein Haar lässt er lang wachsen, er schminkt sich das Gesicht hell, die Augen dunkel. An den Wochenenden ist er in Szene-Clubs unterwegs, besucht Festivals wie das Wave Gothic Treffen in Leipzig. „Ich habe mich als anderer Mensch fühlen und annehmen können“, sagt er über diese Zeit. Zugleich bewegt er sich in einer Kultur, die sehr düster ist und auch ihn emotional runterzieht, wie er sagt. Die Szene ist geprägt von verschiedenen Weltanschau-



„Jesus scheint sich für mich zu interessieren. Hier bin ich mit leeren Taschen.“

folgt: „Jesus scheint sich für mich zu interessieren. Hier bin ich mit leeren Taschen.“ Später erfährt er, dass seine Mutter immer für ihn betete, dass er heil wieder nach Hause kommt, wenn er unterwegs ist. Sieben Jahre lang. Der Abschied aus der Szene ist ein Prozess. An die Stelle der dunklen Metal-Musik tritt der eher positiv gestimmte Trance und Techno. Die Kleidung wird wieder farbiger. Sein langes Haar ist eines der letzten Überbleibsel aus der Grufti-Zeit. Bei einem freiwilligen Jahr beim sozialmissionarischen Verein „Stoffwechsel“ in Dresden schneidet er sie ab. Ein

Büschel davon hat er bis heute noch als Erinnerung daheim. Wenig später lernt er bei einem Willow-Creek-Kongress seine heutige Frau kennen, die aus Sachsen kommt. Hätte er da noch seine Langhaar-Frisur gehabt, wäre wahrscheinlich nichts aus ihnen geworden. Doch es wurde was und sie sagte „natürlich“, als er sie bei einem weiteren Kongress auf der Bühne fragte, ob sie seine Frau werden wolle. Eigentlich hat er vor, in Dresden oder Berlin eine Gemeinde zu gründen. Doch sie landen gemeinsam in Jonathans Heimat. Für ihn ist klar: Wenn es schon räumlich ins alte Leben zurück geht, dann mit einem neuen Namen: Steinert. Und Joni, wie früher, will er auch nicht mehr genannt werden.

Neue Perspektiven

Mittlerweile war Jonathan an mehreren Gemeindegründungen beteiligt, hat bei der Freikirche ICF eine Pastorenausbildung gemacht. Auf der Rückseite seines Pullis steht „Du kannst“. „Das hat mir Jesus zugesprochen, das will ich weitergeben“, sagt er und sinniert: Wer hätte gedacht, dass er als Hauptschüler ein Unternehmen führen würde; dass er, der vor Angst fast starb, wenn er vor anderen reden musste, Menschen prägen und anleiten könnte? Vor Kurzen hat er angefangen, seine Erfahrungen mit Gott in Liedern zu verarbeiten. Künstliche Intelligenz hilft ihm dabei, die passende Musik zu seinen Texten zu kreieren. Er will andere ermutigen, dass sie etwas erreichen können – und dass es noch besser ist, wenn jemand dabei ist: Jesus Christus.

Am Ende des Gesprächs fällt mein Blick auf ein weiteres Verkehrsmittel, was in einem Fahrradladen fehl am Platz zu sein scheint: ein Flugzeug. Kein richtiges, nur das Modell einer Doppeldecker-Propeller-Maschine. Er erzählt, wie er vom nahegelegenen Flugplatz aus eine Runde in einem Sportflugzeug mitfliegen durfte und wie er dabei Gottes Gegenwart spürte. Jetzt ist er dabei, selbst eine Privatpilotenlizenz zu erwerben. Eine Geschäftsidee hat er damit auch schon, aber die verrät er nicht. Das Modellflugzeug erinnert ihn an seinen Traum. Und es ist auch auf dem Logo des Podcasts „Realize the dream“, den er starten will und für den er mich gleich auch noch interviewt. „Jesus will mir eine neue Perspektive für das Leben geben“, sagt er über die Erkenntnis, die ihm beim Fliegen bewusst wurde, und muss vor Ergriffenheit kurz blinzeln. Das hat er erlebt. Schweigen kann er davon nicht. |

Von dem, was
Jonathan Steinert
mit Gott erlebt
hat, kann er nicht
schweigen

ungen, auch Atheismus und Okkultismus. Er selbst führt keine okkulten Praktiken durch, aber er erlebt, wie seine damalige Frau Tarotkarten legt und Tische schweben lässt. „Ich habe eine negative Energie gespürt, das will ich nie wieder erleben“, erzählt er. Wie genau sich das anfühlte, kann er nicht in Worte fassen. Er fragt sich mit Mitte 20, wozu es sich zu leben lohnt, überlegt, dass er sich auch ein Ende setzen könnte.

Seine Ehe geht in die Brüche, er merkt, dass er die düstere Welt hinter sich lassen muss. Den Ausschlag dafür gibt ein Jugendgottesdienst, zu dem ihn ein Freund mitnimmt. Dort kommen drei Personen unabhängig voneinander auf ihn zu, weil sie einen geistlichen Eindruck für ihn hatten, erzählt Jonathan. Er schluss-

Lesen, hören und sehen



Bruder Abdull mit Eugene Bach:
„KRIEGER GOTTES“

SCM Hänssler, 272 Seiten, 23 Euro



Christopher Clark:
„SKANDAL IN
KÖNIGSBERG“

DVA, 224 Seiten, 25 Euro



Timo Langner & Freunde:
„100“

Gerth Medien, 18 Euro (Audio-CD)
sowie auf allen Streaming-Platt-
formen abrufbar

Nichts für schwache Nerven

Als Enkel eines iranischen Ajatollahs sollte Abdull eigentlich in dessen Fußstapfen treten. Doch er geht lieber zum Militär. Er startet seine Karriere in den 70ern noch unter dem letzten Schah und erlebt dessen Sturz durch Ajatollah Chomeini. Als Militärkommandant wird Abdull in mörderischen Kämpfen eingesetzt. Doch der Islam treibt ihn an. Nach einer schweren Kriegsverletzung sucht er verzweifelt Allah, aber findet ihn nirgends. Er besorgt sich eine Bibel – weil er die widerlegen möchte. Doch das Buch packt ihn und Jesus begegnet ihm. Dafür landet er im Gefängnis und erlebt monatelange Folter, er ist mehr tot als lebendig. Er fleht Jesus an, sterben zu dürfen. Doch der begegnet ihm wieder – mitten in der Hölle des iranischen Foltergefängnisses. Und durch ein Wunder kommt Abdull frei. Die Biografie ist nichts für schwache Nerven, besonders Details vom iranischen Schlachtfeld oder aus dem iranischen Folterknast sind hart zu lesen. Gleichzeitig ist es unglaublich packend geschrieben. Und führt vor Augen, was Christen auch jetzt noch tagtäglich nicht nur im Iran für ihren Glauben erleiden müssen. Das macht wütend. Und gleichzeitig dankbar für ein Leben in (Glaubens-)Freiheit.

Swanhild Brenneke

Historischer Medienskandal

Über einen Sex- und Medienskandal unter Pietisten im Königsberg des 19. Jahrhunderts hat der bekannte Historiker Christopher Clark ein faszinierendes Buch geschrieben. Seine detektivische Aufarbeitung des Falls beginnt mit einem Laienprediger, der mit einer eigenen Lehre Anhänger um sich schart. Zu der entstehenden christlichen Bewegung gehören auch die Pastoren Johannes Wilhelm Ebel und Georg Diestel. Ihr gesellschaftlicher Einfluss wächst, Ebel kann einer Dame in Glaubensfragen helfen und sie sogar aus ihrer Depression befreien. Die Gottesdienste der beiden werden immer voller, und der Neid unter den etablierten Geistlichen wächst. Eine Welle der Denunziation bricht über die Geistlichen herein, die Rede ist von sexuellem Missbrauch. Ein Arzt, ehemals Mitglied der Gruppierung, klagt. Die Presse stürzt sich auf den Skandal. Am Ende werden die beiden Pastoren verurteilt und dürfen nie wieder öffentlich predigen. Clark ordnet das Geschehen in einen historischen Kontext ein, dabei lernt der Leser viel über eine Zeit, in der zahlreiche Erweckungsbewegungen und religiöse Gemeinschaften in Deutschland aufkamen.

Jörn Schumacher

100 Prozent Anbetung

Albert Frey, Koenige & Priester, Juri Friesen, Veronika Lohmer, Anja Lehmann, Elijah Thomas, Alive Worship: Es klingt wie das Line-Up eines christlichen Musik-Festivals, ist tatsächlich aber nur ein Teil der Künstler, die bei Timo Langners Best-of-Album „100“ mitwirken. Die CD überzeugt mit ihren ruhigen, sphärischen und tragenden Klängen. Der instrumentale Titeltrack bietet einen epischen Einstieg – wie Filmmusik, die den Hörer an einen himmlischen Ort tragen möchte. Die Texte der bekannten, aber mit zahlreichen Wegbegleitern neu aufgenommenen Songs gehen tief und ehren Jesus auf eine unaufgeregte, meditative Art wie „Jahwe“, „Vater unser“ oder „Thronsaal“. Die elf akustisch-orchestral arrangierten Stücke sind voller befriedender Botschaften – und dennoch kraftvoll: „Mein Gott bahnt immer einen Weg. Unmöglich ist keine Option“. Sie schenken Hoffnung und vertiefen den Glauben. Die Platte ist laut Langner Ausdruck seiner „Dankbarkeit über die letzten 15 Jahre“, wie Gott ihn „beschenkt hat mit Liedern und Melodien“. Der Albumtitel verweist auf den Lob-und-Dank-Psaln 100. Eine starke und doch andächtige Liedersammlung, die auf besondere Weise in Lob und Anbetung führen kann.

Martina Blatt



**Dan Bremnes:
„THE HERO & THE
VILLAIN“**

auf allen Streaming-Plattformen
abrufbar



„WAKE UP DEAD MAN“

144 Minuten, Regie: Rian Johnson,
son, FSK 12, Netflix



**Peter Strauch:
„ENTDECKUNGEN IN
DER EINSAMKEIT“**

SCM Hänssler, 160 Seiten,
19 Euro



**Fabian Vogt:
„MEINES HERZENS
LUST!“**

edition chrismon, 140 Seiten, 18
Euro

Held und Schurke

Der kanadische Musiker Dan Bremnes präsentiert mit seinem fünften Studioalbum „The Hero & The Villain“ (Der Held und der Schurke) ein musikalisch und inhaltlich vielseitiges Werk. Er spricht ehrlich und tiefgehend über seine Glaubenskämpfe und beschönigt seine innere Dualität zwischen Gut und Böse nicht. Dieses Gegenspieler-Motiv spiegelt sich in den Songs wider: teils sprudeln Freude und Leichtigkeit, teils wiegen Zweifel und Traurigkeit schwer. Das ist mutig, es bewegt und fordert heraus. Bremnes bietet zudem eine musikalische Bandbreite, die stets zu den Emotionen passt, mit denen er ringt: eine überraschende, aber gelungene Mischung aus rockigen und Pop-Elementen, Dance und ein bisschen Folk. Musikalische Vielfalt und tiefgründige, autobiographische Lyrics machen die Platte zu einem packenden, hörenswerten Gesamtwerk.

Martina Blatt

Mord und Gott

Selten sind Glaube und Kirche so gekonnt in einem Krimi verwoben worden wie in dem kleinen Meisterwerk „Wake Up Dead Man“ aus der „Knives Out“-Reihe. Daniel Craig brilliert als genialer Detektiv Benoit Blanc. Dieses Mal steht eine Kirchengemeinde im Fokus. Der junge Priester Jud Duplency war früher Boxer, nun stellt er sich gegen den geistlichen Missbrauch des alten Pastors Jefferson Wicks. In diesem klassischen „Whodunit“-Krimi geht es um einen Mord, ja. Aber gleichzeitig stellt er interessante Fragen: Wofür ist Kirche da? Wer steht im Mittelpunkt – Gott oder der Pastor? Auch Seitenhiebe gegen den amerikanischen christlichen Nationalismus teilt Regisseur Rian Johnson aus. Der wurde nach eigener Aussage von den legendären Pater-Brown-Geschichten des gläubigen Autors G. K. Chesterton inspiriert. Absolut sehenswert!

Jörn Schumacher

Ehrliche Begegnung

Peter Strauch war lange Jahre in Leitungsfunktionen tätig, als Präses im Bund der Freien evangelischen Gemeinden und Vorsitzender der Evangelischen Allianz. In einer Lebenskrise schrieb der Theologe das Buch „Entdeckungen in der Einsamkeit“. 45 Jahre später hat er seine Gedanken noch einmal erweitert und dabei entdeckt, wie aktuell seine damaligen Themen heute noch sind. Strauch schreibt unverblümt über eigene Krisen und Grenzen als Leiter und darüber, wie es Christen gelingen kann, andere Menschen mit einem authentischen Glauben anzustecken. Strauch vertraut einem Gott, den er kritisch hinterfragen darf, auch wenn manche Frage nicht beantwortet wird. Das Buch ist ein Plädoyer für echtes Christsein, das andere in Bewegung setzt. Sein Rezept dafür: ehrliche Begegnungen mit Jesus und die Bibel als festes Lebensfundament.

Johannes Blöcher-Weil

Gottes Ja ist stärker

Die Lieder Paul Gerhardts spiegeln tiefes Gottvertrauen und Lebensfreude aller Widrigkeiten zum Trotz. Der Theologe Fabian Vogt hat nun wesentliche Lebensstationen Gerhardts in einem leichtfüßigen Roman anhand einzelner Szenen ausgeleuchtet. Es sind vor allem Gespräche, die Gerhardt an eher überraschenden, aber ihn umso stärker charakterisierenden Orten führt: mit seinem Bruder nachts an der Mulde, mit Kantor Johann Crüger auf einer Hochzeit, mit seiner Frau im Garten oder seiner Schwägerin auf dem Weihnachtsmarkt. Das bringt den Menschen, der dieser Dichter war, und seine Zeit sehr anschaulich zur Geltung. Zugleich erfährt der Leser etwas davon, was Gerhardt zu seinen Liedern inspirierte und wie er glaubte. Ein Satz, den Vogt Gerhardt sagen lässt, bringt es auf den Punkt: „Dieses eine, unwiderrufliche (...) Ja Gottes zu mir ist stärker als alle Neins der Welt.“

Jonathan Steinert

AM SCHREIBTISCH MIT DER PRO-REDAKTION

ZWISCHEN ZETTEL UND STIFT

Bekommen Sie einen Einblick in unseren Redaktionsalltag. Was bewegt uns, wie entstehen unsere Texte, was erleben wir bei den Recherchen? Gesichter und Geschichten hinter den Geschichten.

Überall da, wo es Podcasts gibt.



▶ pro-medienmagazin.de/podcast

